



William Morris.

DER SOZIALISTISCHE AKADEMIKER

II. Jahrg.

1896. — November.

No. II.

Redaktion: Berlin C., Seydelstr. 1.

Das Duell, und was daran hängt. Eine sozialpsychologische Studie.

Der Feldzug, der neuerdings von verschiedenen Seiten gegen das Duell geführt wird, hat mit andern Kämpfen der Gegenwart jene eigenthümliche Erscheinung gemeinsam, dass man auf den Gegner immer da osschlägt, wo er nie und nimmer anzutreffen ist, dass man also, wie weiland der edle Ritter von la Mancha, gegen Phantome ficht und in die Luft Schläge führt, hunderte Male vermeintlich den Feind niedergeworfen hat, während er unbehelligt nach wie vor sein Wesen treibt. Wie oft ist nicht das Duell auf diese tragi-komische Weise umgebracht worden. Mit Gründen der Menschlichkeit, der Vernunft, mit Spott und Hohn, mit romanischer und germanischer Kulturgeschichte ist man dagegen zu Felde gezogen — hilft alles nichts, der neunundneunzig Ma todtgeschlagene Bösewicht scheint immer wieder hell und heiter sich zu erheben, ohne dass ihm auch nur ein Härchen gekrümmt wäre. Und das mit Recht — denn was weder aus Gründen der Menschlichkeit, der Vernunft noch der Geschichte seinem Wesen nach zu verstehen ist, das ist auch eben darum mit dergleichen Gründen nicht zu treffen. Zu verstehen ist aber das moderne Duell nur aus dem einen Gesichtspunkte, von dem aus wir den Leser bitten, es einmal mit uns anzusehen.

Wer unbefangenen Blicks die moderne deutsche Gesellschaft betrachtet, dem kann es nicht entgehen, dass sich aus dem wirren Chaos der Existenzen, die der nivellirende Kapitalismus äusserlich neben und durch einander geworfen hat, eine Welt losgerungen hat, die mit ihrem Denken und Leben der Zeit ihre Signatur giebt. Ohne ein Idealbild keine Gesellschaft. Der Grieche hatte seinen Kaloskagathos, das Ritterthum seinen *preux chevalier*, die Zeit des *roi soleil* ihn selbst und den *marquis*, der Engländer hat seinen *gentleman*, und wir — was haben wir? Diese Frage ist leicht zu beantworten, wenn wir uns erinnern, dass der Geburtstag der heutigen deutschen Gesellschaft mit dem des deutschen Reiches zusammenfällt. Als mit der Gründung des deutschen

Reiches ein jugendliches Staatsganze ins Leben trat, das befreit von den Fesseln hemmender Ausfuhrzölle, eines buntscheckigen Münz- und Verkehrswesens, geboren in der Zeit rapider industrieller Entwicklung, gestützt auf eine unerhört starke Wehrmacht, umstrahlt von dem Nimbus glänzender Siege, seine gewaltigen Kräfte in dem Wettbewerb der Nationen regte, da begann naturgemäss sich eine Gesellschaft zu bilden, die man am besten begreifen lernt, wenn man sie als ein Anpassungsprodukt an jenes kurz skizzirte Milieu aufzufassen versucht. — Kurz nach dem Krieg von 1870/71 hat Karl Hildebrand in einem seiner Essays die Bemerkung gemacht, das Institut der Reserve-Offiziere werde zu einer so innigen Umarmung zwischen dem Militär und dem gebildeten Bürgerthum führen, dass aus ihr das für die deutsche Gesellschaft hervorgehen werde, was in der englischen der „gentleman“ ist. In gewissem Sinne hat der Essayist Recht behalten; ob er aber den Sprössling sich so gedacht hat, wie er nun unter uns lebt, möchten wir dahin gestellt sein lassen. Denn nur ein Blinder kann leugnen, dass das in jener Ehe erzeugte Kind doch wesentlich nur die Züge des einen, stärkeren militärischen Theiles trägt. Der Hildebrand'sche gentleman unserer Tage — wer erräth es nicht? — ist der Offizier in Civil, bisweilen sogar nur die Karikatur eines solchen, über die sich Offiziere der Linie nicht am wenigsten lustig machen. Ein sehr feiner Gradmesser der gesellschaftlichen Werthschätzung ist die Geltung, die die verschiedenen Stände auf dem Heirathsmarkt haben. Während vor den Kriegen eine Ehe mit einem Offizier nicht gerade als eine besonders „gute“ Partie galt, ist jetzt das Verlangen der jungen Mädchen, wenn irgend angänglich, einen Offizier zum Gatten zu bekommen, der Schrecken und das Bangen „freisinniger“ Väter; kenne ich doch einen Fall, in dem die junge Tochter des Hauses auf ihren Weihnachts-Wunschzettel nichts anderes geschrieben hatte, als zwölfmal „Der Lieutenant“, und dies einem Vater, der — horrible dictu — im Vorstand einer freireligiösen Gemeinde sass! „Und wenn es der Lieutenant selber nicht ist, so sei es der Lieutenant d. R.“ Ohne diesen zum mindesten ist die Verlobungs-Anzeige eines jungen Mädchens aus feiner Familie nicht gut denkbar.

Ich bin weit davon entfernt, dies Verlangen ausschliesslich oder nur hauptsächlich weiblicher Eitelkeit auf die Rechnung zu setzen; es ist mir ganz sicher, dass hier vielmehr jener weibliche Instinkt im Spiel ist, dem nach des grossen Pessimisten Anschauung eine so bedeutende Rolle bei der Zeugung des künftigen Geschlechts zufällt. Jener Instinkt sagt dem jungen Mädchen: Du musst mit Rücksicht auf dich nicht weniger als auf die zu erwartende Nachkommenschaft dir einen solchen Gatten wählen, den die Gesellschaft selber schon mit dem „dignus est intrare in nostrum ordinem“ der Molière'schen Aerzte willkommen geheissen hat. Der „Reserve-Lieutenant“ ist beim Manne eine gleiche Gewähr gesellschaftlicher Tadellosigkeit, wie beim jungen Mädchen etwa die Erziehung in einem Schweizer Pensionat oder die 5—6 ziffrige Mitgift. Hat doch auch der Lieutenant erziehender auf unsere Jugend gewirkt, als sämmtliche Zunft-Pädagogen zusammen. Vor allem die „Blüthe der Jugend“, die akademische, ist bei dem Lieutenant mindestens mit

gleichem Eifer in die Schule gegangen wie beim Professor. Wer hat die Mitglieder der Corps und Burschenschaften (zwischen diesen ist der Unterschied auch mit der Lupe nicht zu finden) vor den Kriegen mehrmals täglich zum Friseur eilen und à quatre épingles gekleidet umherstolzieren sehen, wer hat sie damals in jenem eigenthümlich saloppen Ton sprechen hören, der dem jungen Offizier eigen ist? Dieser ist heute das Modell, nach dem jene Jugend und schon die der höheren Klassen des Gymnasiums, die von langweiligen Pedanten noch immer an die Brüste der „klassischen Bildung“ gelegt wird, sich bewusst oder unbewusst formt. Und da das Wort des biederen Logau

A la mode Kleider, à la mode Sinnen,

Wie sich's wandelt aussen, wandelt es sich innen

auch noch heute wie vordem seine Geltung besitzt — was Wunder, dass unsere „gebildete“ Jugend auch die Anschauungen der Kreise, deren Sichgeben sie zum Muster genommen hat, theilt. „Schneidig“ ist eine Parole, die unseren jungen struggle-for-lifers über alle Sprüche der alten und neuen Weisen die Richtung giebt, das geheime Schiboleth, an dem sich alle Gleichgesinnten erkennen und zugleich das Zauberwort, das mit einem Schlage das Bild des jungen Mannes von heute uns vorführt.

Doch auch in diesem Falle bestimmt nicht Laune und persönlicher Geschmack, sondern wiederum jener Schopenhauer-Darwin'sche Instinkt der Selbsterhaltung das Verhalten: Je schwerer es in dem Konkurrenzkampf geworden ist, vorwärts und wo möglich an die Front zu kommen, desto mehr fühlt diese strebende Jugend die Nothwendigkeit, sich mit Waffen zu versehen, die zum Siege führen. Und wie sollte sie sich nicht vor allem in den Besitz einer Waffe zu setzen suchen, die die maassgebenden „leitenden“ Kreise geradezu geweiht haben? Denn kein geringerer als die staatliche Autorität ist es, die jenes Idealbild des schneidigen jungen Kriegsmannes, wenn nicht eigentlich geschaffen, so doch sanktionirt und dadurch erst auf seine vorbildliche Höhe gehoben hat. Allgemach und in steter Entwicklung bis in die letzten Tage haben die staatlichen Institute immer strenger darauf gehalten, bei ihren Beamten der schneidigen Kopie des jungen Offiziers einen, ich möchte sagen, selbstverständlichen Vorzug vor gleich tüchtigen Beamten einzuräumen. Ist es doch vorgekommen, dass die Angehörigen eines der vornehmsten deutschen wissenschaftlichen Institute im Ausland das in spasshafter Weise haben empfinden müssen, indem zu den Bällen, die der deutsche Botschafter alljährlich giebt, geflissentlich nur diejenigen der jungen Gelehrten Einladungen erhielten, welche Reserve-Offiziere waren. Und andererseits — wer kennt sie nicht, jene armen Teufel von akademischen Lehrern, die sich in Schulden über Schulden stürzen, um nur ja „standesgemäss“, das heisst: à la gentleman unserer Tage, zu leben. Sie möchten viel lieber das bescheidene Dasein des Kandidaten von anno 40 und 50 führen, aber sie wissen wohl, dass im Wettbewerb nur der gilt, der diese soi-disant Standeswürde aufrecht zu erhalten weiss, dass der Herr Provinzial-Schulrath ein scharfes Auge darauf hat, wer „Kamerad“ seines Herrn Sohnes ist, und wer die Eierschalen des Kleinbürgers noch nicht abgestreift hat. Aus dem Schatz vieler Er-

lebnisse, die jenes hohe Ansehen zu erläutern vermöchten, das der neudeutsche gentleman in den Kreisen unserer Behörden und höheren Beamten genießt, sei es mir gestattet, eines der ergötzlichsten hierher zu setzen. Wir waren unserer acht zu einer wissenschaftlichen Berathung vereinigt; sie hatte schon geraume Zeit ihren Fortgang genommen, als sich die Thür aufthat, und zwei zu unserem Kreise gehörende Herren in der Uniform der Landwehr-Offiziere eintraten: mit dem Hinweis auf einen Appell entschuldigten sie ihr spätes Eintreffen und zugleich ihr Erscheinen in kriegerischer Rüstung. Da sprach der Vorsitzende, der Director einer höheren Töchterschule, durchaus ernsthaft die geflügelten Worte: Im Gegentheil, meine Herren, wir müssen uns entschuldigen, in Civil hier zu sein. — Dieser selbe wackere Mann fand auch kein Arg darin, dass einer seiner zur Uebung als Reserve-Lieutenant eingezogenen Lehrer den höheren Töchtern den Unterricht in der Uniform ertheilte. Mochte er sich doch davon als guter Pädagoge nicht ohne Grund eine Erhöhung der Aufmerksamkeit versprechen. —

Neuerungen, die noch in letzter Zeit auf dem Wege des Gesetzes oder der Verwaltung erstrebt werden, lassen es gar nicht verkennen, dass offiziell alles, was „höhere Stände“ heisst, durch den Zaun der neudeutschen Gentlemanethik und seinen Ehren-Codex vom „Volk“ abgegrenzt werden soll. Die Aerzte (vor allem die älteren unter ihnen) haben sich energisch gegen die Einrichtung von Disziplinar-Kammern gesträubt, da sie ihre Standeswürde bislang auch ohnedies sehr gut zu schützen und aufrechtzuerhalten gewusst haben. Trotzdem dringt der auf Wahrung der „Ehre“ seiner Angehörigen wohl bedachte Staat darauf, sie mit diesem Institut zu beglücken. Wie mit Hilfe des preussischen Assessoren-Paragraphen und mit der Durchlöcherung der Ministerial-Vorschrift bezüglich der Anstellung der Lehrer an höheren Lehranstalten eine Sonderung der Böcke und Schafe vorgenommen werden soll, ist allgemein bekannt. Unverkennbar arbeitet die Verwaltung auf allen Gebieten an der möglichsten Reinkultur des erwähnten Ideal- und Mustermenschen.

Es fragt sich nun, wie sich zu dieser gesellschaftlichen Entwicklung das Kapital gestellt hat? Bekanntlich ist Geldmachen eine Kunst, die am Besten ohne den Ballast von Komplimenten, gedrechselten Redensarten und eleganter Tournüre betrieben wird, eine Kunst, in der nicht der glänzende Schein, sondern das Wesen, in diesem Fall Verstand und Findigkeit, gilt, welche Requisiten sich unglücklicherweise nicht selten im Besitz derjenigen finden, die vom Standpunkt unserer schneidigen alten und jungen Staatsleiter als schmierig und no-gentleman anzusehen sind. Die industrielle und kommerzielle Entwicklung erzeugt alljährlich Tausende, die mit allen Fasern ihres Wesens in jenen tiefen Schichten wurzeln, die man das „Volk“ sans phrase nennt. Wie stellen sich jene wohlhabenden Emporgekommenen zur „Gesellschaft“? Sehr einfach. Entweder sie gehen in dem Gefühl, nicht Biagsamkeit genug zu besitzen, unter die nörgelnden „Freisinnigen“ und helfen so, Sr. Majestät allergetreueste Opposition verstärken, oder — was, wenn irgend thunlich, rathsamer ist — sie amalgamiren sich den „Herrschenden“, und gehen

jene glückliche Verbindung ein, die seit altersher schon „Adel“ und „Bildung“ mit dem „Gelde“ zu schliessen liebten. Hat doch diese marriage de raison einen doppelten Vortheil. Sie ermöglicht einmal den Eintritt in die „Gesellschaft“ und dann die Fortsetzung des struggle-for-life unter günstigeren Bedingungen gegenüber jenen, für welche die Mauer, mit der sich die „Gesellschaft“ abschliesst, aus diesem oder jenem Grunde unübersteigbar ist. Diese Mauer — sie ist es, die mich wieder auf den Ausgangspunkt unserer Erwägungen zurückführt. Das Duell — so lächerlich, unbegreiflich, so mittelalterlich-rudimentär es manchem vom Standpunkt der „Humanität“ und der „Ethik“ Urtheilenden erscheinen mag — eine so ernstliche Sache ist es vom Standpunkt der heutigen „Gesellschaft“. Es ist eine ihrer kostbarsten, festesten Brustwehren. Es ist sammt ihrem merkwürdigen Ehren-Codex, der unter Umständen einem liebenswürdigen jungen Offizier das Niederstechen eines wehrlosen, um Gnade bittenden Civilisten zu gebieten scheint, in diesen Kreisen etwas so Selbstverständliches, dass die Berechtigung dieser Institution anzweifeln sich schon ausserhalb dieser Gesellschaft stellen heisst. Herrn von Below schützte sein Adel nicht, als er mit dem naiven Glauben, dass wissenschaftliche Fragen nicht durch Säbel oder Pistole zum Austrag gebracht werden könnten, diesen Schritt that. Er hat nun einmal jene „Ehre“ verloren, von der die Definition, die Minna von Barnhelm dem wackeren Major von Tellheim giebt (die Ehre ist — die Ehre) noch immer die beste ist. Ebenso naiv freilich ist die entgegengesetzte Anschauung jener strebsamen jüdischen Akademiker, die sich mit besonderer Geflissentlichkeit duelliren, in der irrigen Annahme, dass, wer sich gern und freudig der Pistole oder dem Säbel seines Gegners stellt, sich dadurch den Eintritt in jene Kreise ermöglicht. Das Duell ist nur eine der Brustwehren unserer Gesellschaft von heute, wodurch sie sich jeden ungewünschten Mitbewerber fernhält; eine andere ist der wohl temperirte „Glaube“, der in seinem dunklen Drange sich des rechten Weges wohl bewusst ist. Herr von Egidy stellte sich ausserhalb der „Gesellschaft“, als er sich an diesem wohl temperirten Glauben nicht genügen lassen wollte. Eine dritte Brustwehr ist die wohl temperirte politische Ueberzeugung, die Schutz und Förderung der Interessen des Grossgrundbesitzes und der Grossindustrie und einer deren Geschäfte führenden Bürokratie als selbstverständlichen ersten und einzigen politischen Glaubenssatz anerkennt. Hierzu gesellt sich noch der Schirm, den eine unzweifelhaft arische Abstammung giebt — doch übt in dem Falle, dass der Mangel einer solchen durch Reichthum und Gesinnungstüchtigkeit verdeckt wird, unsere heutige Gesellschaft eine ihr wohl-anstehende Toleranz. Jedenfalls kann nur der, welcher die Hauptbrustwehren genommen hat, hoffen, der Thür des Allerheiligsten zu nahen. Erweist er sich hier als Mann, der da zeigt, dass viel Wissen ihn beschweren würde, den die „sittlichen Bedenken“ einer nur für das „Volk“ giltigen Moral nicht hindern, ein guter Kerl mit guten Kerlen zu sein, erweist es sich als last not least, dass sein Magen einem zwar nicht feinen aber quantitativ bedeutenden Genuss von Speise und Trank gewachsen ist, so darf er hoffen, eingelassen zu werden. Ihr aber, denen

der Staat, die Gesellschaft, die herrschenden Mächte jenes *savoir vivre* und *savoir faire* nicht zutrauen, *lasciat'ogni speranza, voi che non entrate*. Mögt Ihr Euch für noch so „tüchtige Menschen“, „nützliche Glieder“ u. s. w. halten, die „Gesellschaft“ zuckt die Achseln, und Ihr werdet nun vernünftig genug sein, ihre Gründe gelten zu lassen. Habt Ihr doch das Recht, gesittet „Pfui“ zu sagen, wenn Ihr es nicht vorzieht, dieser ehrwürdig-ernsten Matrone ein Schnippchen zu schlagen, und lachenden Mundes unter das „Volk“ unterzutauchen, wo man nicht „dinirt“, sondern „isst“, und wo man sich nur „haut“ und nicht „schlägt“.

Kurt von Brausewitz.

William Morris.

Eindrücke und Erinnerungen.

Von Eduard Bernstein in London.

Eine Strasse im Proletarierviertel. Es ist Spätherbst, und eine feucht-kalte, neblige Atmosphäre lässt die schmutzigen Häuser noch hässlicher erscheinen, als sie ohnehin sind. Vor den Schankhäusern lungern abstossende Gestalten, der niedrigsten Schicht des Abschaums der Weltstadt angehörig — sie schauen nach irgend einem „Geschäft“ aus, das ihnen die Mittel verschafft, das Innere des Schnapstempels zu betreten. Wie sie selbst zerrissen und schmierig gekleidet sind, so auch ein grosser Theil der Passanten. In der That fällt der Blick nur selten auf einen Menschen, dessen Aeusseres nicht den Eindruck machte, als sei in ihm jeder Sinn für Schönheit abgestorben. Risse in der Kleidung, die mit ein paar Nadelstichen ausgebessert wären, Schmutz, der nicht der Arbeit entstammt, werden gleichmüthig zur Schau getragen, und dass es nicht immer der äusserste physische Mangel ist, der dieser absoluten Vernachlässigung aller Aesthetik zu Grunde liegt, verrathen die vielen Süssigkeitsläden, deren Stammkundschaft aus Kindern besteht, die in zerrissenen Schmutzlappen einherwandern. Der Einfluss der schmutzstarrenden Umgebung wirkt wie der Fluch des Zauberers: es fallen ihm alle zum Opfer, die in diesen Strassen hausen.

Um die Zeit, wo die Arbeiter die Werkstätten und Fabriken verlassen — die Einen, um so schnell als möglich den Zug zu erringen, der sie aus dieser Umgebung in die Vororte entführt, die Anderen, um vor oder in Wirthshäusern der Nachbarschaft sich die Zeit zu vertreiben, bis sie sich in ihre Höhlen zum Schlaf begeben — stellt sich an der Ecke der Gasse, wo diese in die Hauptstrasse des Viertels ausläuft, eine kleine Gruppe von Leuten ein, deren Kleidung man es sofort ansieht, dass sie hier nicht zu Hause sind. Sie tragen Zeitungen und Flugblätter mit sich, und wie nun der Verkehr lebhafter zu werden beginnt, fangen sie, Einer nach dem Andern an, auf die paar Neugierigen, die sich um sie sammeln, eindringlich einzureden. Der Ton ihrer Reden, die Gesten, mit denen sie sie begleiten, zeigen deutlich an, dass sie keine Sendboten kirchlicher Gemeinschaften sind. Wir treten näher, und ein Mann in gereiften Jahren mit einem Löwenkopf auf einem massiven, gedrungenen Körper, einfach und doch eigenartig, ungezwungen aber sauber gekleidet, bietet uns aus einem Packet Zeitungen ein Exemplar zum Kauf an. Bald darauf giebt er das Packet einem der mit ihm Gekommenen, der nun an seiner Stelle

das Blatt feilbietet, und schickt sich an, den gerade am Ende seiner Ansprache angelangten Kameraden, der bisher gesprochen, abzulösen. Seine eindrucksvollen, markigen Worte werden nur von wenigen der Zuhörer aufgenommen, und von denen, die ihnen bis zu Ende lauschen, ist es wieder nur eine kleine Minderheit, deren Benehmen erkennen lässt, dass die Botschaft von einer besseren Zeit, von einem Paradies auf Erden, das sie zu errichten mitberufen sind, auf sie nicht mehr als einen Augenblickeindruck macht. Bei den Meisten dagegen, die von der kleinen Gruppe Notiz nehmen, ob sie nun gleich darauf weitergehen oder einige Minuten stehen bleiben, überwiegt offenbar die Vorstellung, dass es auf ihre Penny's abgesehen ist. Sie schätzen den über Fünfzigjährigen mit dem buschigen, silbergrauen Haar und den leuchtenden blauen Augen, der in so merkwürdiger Bewegung zu ihnen spricht, nicht anders ein, als irgend einen Choräle ableiernden Strassenbettler, einen Marktschreier, der eine Waare anpreisen will, oder einen italienischen Orgeldreher. Im besten Falle ist er ihnen mit seinen Brandmarkungen der Drohnen der Gesellschaft, der Hölle auf Erden, welche die Ausbeutung geschaffen, und für deren Beseitigung die Ausgebeuteten sich zum Kampf zusammenthun müssen, ein hoffnungslos überspannter Schwärmer.

Ein Schwärmer — ja. Nur ein Enthusiast, nur ein Mensch, der von innerem Feuer für eine Idee erfüllt ist, konnte sich unter den Verhältnissen eines William Morris zu dieser Art Agitation entschliessen. Die Opfer, welche die Rolle des Führers einer grossen Volksbewegung mit sich bringt, werden durch den Ruhm oder Ruf entschädigt, den eine solche Thätigkeit verspricht; die Aussicht auf rednerische Triumphe in grossen Volksversammlungen oder in Parlamenten hat für gar Manchen so Bezauberndes, dass sie ihn gleichgiltig werden lässt gegen die Verfolgungen und Entbehrungen, die dafür in den Kauf zu nehmen sind. Aber was bot diese mühevollen, an Enttäuschungen überreiche Agitation einem William Morris, dem schon damals von den leitenden Organen der Nation anerkannten Dichter, dem hochangesehenen Künstler und erfolgreichen Fabrikanten? Auf jenen Versammlungen an Strassenecken waren keine Lorbeeren zu erwerben, kein Reporter berichtete über die dort gehaltenen Reden an die Presse, kein rauschender Beifall wartete des Wind und Wetter trotzens Redners. Im Gegentheil, oft genug waren es Insulten und Kothwürfe, die er zu gewärtigen hatte. Dass Morris sich mit rückhaltloser Offenheit zur Sozialdemokratie bekannte, als dieselbe in England von aller Welt als Wahnsinn verachtet wurde, dass er der jungen Bewegung grosse finanzielle Opfer und noch grössere Opfer an Zeit und Arbeit brachte, dass er sie mit Perlen echter Poesie und gedankenreichen Aufsätzen beschenkte und überall seinen Mann stellte, wo Gefahr im Verzuge war, sichert seinem Andenken die unvergängliche Hochachtung und Liebe seiner Genossen. Aber dass er, der im Westend gefeierte Dichter und Künstler, sich nicht zur grössten und undankbarsten Agitationsarbeit zu gut hielt, dass er, dessen Name genügt hätte, das gewählte Publikum der eleganten Welt anzuziehen, um vielleicht einen Proletarier für den Sozialismus zu gewinnen, in Arbeitervierteln sich allen den Strassen-Agitator erwartenden Unbilden unterzog, das scheint mir ein charakteristischer, ein so liebenswürdiger Zug dieses bedeutenden Mannes, ein so eindrucksvolles Zeugnis für die Tiefe seiner sozialistischen Gesinnung, dass es dem Gedächtniss der Ueberlebenden besonders aufbewahrt zu werden verdient. Obgleich er in der grossen Welt einen Namen hatte, hielt er sich nicht für zu gross, seinen Antheil propagandistischer Kleinarbeit unter den auf der tiefsten Sprosse der gesellschaftlichen Stufenleiter Stehenden auf sich zu nehmen.

Es ist ein fesselndes Bild, den berufenen Dichter-Künstler, der es ver-

stand, seine Ideen von einer Verjüngung des Kunstsinnes in hochgeschätzten Erzeugnissen des Gewerbfleisses bildnerisch zur Anschauung zu bringen, sich als modernen Prometheus vorzustellen, wie er den unter dem Einfluss grober, eintönig-mechanischer Arbeit körperlich Verbildeten und geistig Verrohten und in nicht minder eintönig-hässlicher Umgebung jeden Schönheitssinns verlustig Gegangenen eine neue Auffassung vom Leben einzuhauchen suchte, ihnen die Lehre von einer zu erkämpfenden besseren Zukunft verkündete, in der die Menschen in Kraft, Schönheit und Freude leben und sich bethätigen würden.

Morris' Evangelium war das Evangelium der Freude, der gesunden Schönheit. Seine Poesie war stark romantisch, aber um eine Welt schildern zu können, die seinem Gesellschafts-Ideal am Nächsten kam, musste er in ein Zeitalter zurückgreifen, wo der Erwerbssinn noch nicht dem ganzen Gemeinwesen seinen Stempel aufgedrückt hatte, in die vorkapitalistische Zeit. War seine Romantik antikapitalistisch, so war sie doch darum nichts weniger als antidemokratisch. Von jener modernen aristokratischen Romantik, jener Romantik der Fäule, der Uebersättigung, des Raffinements, finden wir bei ihm keine Spur. Er liebte die Kunst, aber die einfache, nicht die raffinierte, ihre demokratische, nicht ihre aristokratische Seite.

„Zuvörderst muss ich Sie bitten“, heisst es in einem von ihm im Jahre 1883 in Oxford gehaltenen Vortrag, „den Begriff Kunst über jene Gegenstände hinaus auszudehnen, die reine Kunstwerke sind, nicht nur Malerei, Bildhauerei und Architektur, sondern auch die Formen und Farben aller Hausgeräthe, ja, selbst die Anlage der Felder für Ackerbau und Weide, die Gestaltung der Städte und Strassen mit heranzuziehen. Denn ich muss Sie bitten, sich klar zu werden, dass jedes einzelne der Dinge, die zusammen unsere Umgebung ausmachen, nothwendiger Weise entweder schön oder hässlich ist, entweder uns erhebt oder herabdrückt, entweder eine Plage und Qual für seinen Verfertiger ist oder eine Freude und ein Trost für ihn“. Und den letzten Gedanken führt er im gleichen Vortrag an anderer Stelle sehr schön dahin weiter aus, dass er sagt: „Die Kunst ist der Ausdruck der Freude des Menschen an seiner Arbeit. Wenn dieser Satz nicht wörtlich von Professor Ruskin herrührt, so fasst er wenigstens seine Lehre über diesen Gegenstand zusammen. Und nie ist eine wichtigere Wahrheit verkündet worden; denn wenn es durchweg möglich ist, Arbeit und Lust zu vereinen, welch' seltsamer Wahnsinn ist es dann, wenn Menschen sich freiwillig zu lustloser Arbeit entschliessen, welch' scheussliche Ungerechtigkeit von Seiten der Gesellschaft, Menschen zu lustloser Arbeit zu zwingen. Denn da alle nicht unehrlichen Menschen arbeiten müssen, so handelt es sich darum, sie entweder zu zwingen, ein unglückliches Leben zu führen, oder ihnen zu erlauben, glücklich zu leben. Die Hauptanklage, die ich gegen die moderne Gesellschaft erhebe, ist, dass sie auf der kunstlosen und damit glücklosen Arbeit der grossen Mehrheit der Menschen beruht, und all' diese äussere Degradirung des Anblicks des Landes, von der ich gesprochen, ist mir nicht nur deshalb verhasst, weil sie den Wenigen unter uns, die noch Liebe zur Kunst haben, Missvergnügen verursacht, sondern auch, und gerade vor Allem, weil sie der Beweis ist für das Leben, das das System der wirtschaftlichen Konkurrenz der grossen Masse der Bevölkerung aufzwingt“.

Jede Arbeit sollte nach Morris' Auffassung ein künstlerisches Element enthalten, die Herrschaft des Arbeitenden über den Stoff zum Ausdruck bringen. Im Bewusstsein des wirklichen Schaffens, der freien Behandlung des Materials, sah er die Würze, die die Arbeit zum Vergnügen macht. Daher seine eigenthümliche Stellung zur Maschine, die der Schöpferkraft des Arbeiters keinen Raum lässt, vielmehr den schöpferischen Sinn in ihm ertödtet. Dass er diese

Abneigung vielleicht in mancher Hinsicht übertrieb, soll nicht geleugnet werden. Wenn er z. B. seine Kelmscott-Ausgaben von auserlesenen Werken der Dichtkunst auf der Handpresse herstellen liess, so liess sich dagegen einwenden, dass die Druckmaschine heute besser oder jedenfalls nicht schlechter druckt als die Handpresse, die zeitraubende Arbeit des Druckens auf dieser also für die Güte des Werks überflüssig war. Aber Morris hatte eben auch über nothwendig und überflüssig seine eigenen Gedanken. Nicht die rein technische Oekonomie war ihm das erste Erforderniss, sondern, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Oekonomie des Arbeitsgenusses. „Alle Arbeit, die schwer mit der Hand zu verrichten wäre,“ lässt er in seiner Utopia einen Vertreter der Zukunftsgesellschaft sagen, „wird mit ausserordentlich verbesserten Maschinen gemacht, und alle Arbeit, die mit der Hand herzustellen ein Vergnügen ist, wird ohne Maschine angefertigt.“ Die Maschine soll nur Qual, nicht Arbeit schlechtweg ersparen. Der Gedanke scheint auf den ersten Blick wirklich utopistisch, auf maasslose Verschwendung hinauszulaufen. Aber nach Morris, und er hatte darin sicher Recht, findet gerade heute maasslose Arbeitsverschwendung statt, die zweckloseste Abrackerei, die widersinnigste Arbeitstheilung zwischen Mensch und Maschine. Ein grosser Theil der Menschheit rackert sich ab, um faktisch Ueberflüssiges, das Niemand wirkliche Freude macht, zu schaffen, und ein anderer Theil treibt unsinniges Zeug, um der ertödtenden Langeweile des Nichtsthuns zu entgehen. Die produktive Arbeit wieder zum Genuss — zur anziehenden Arbeit Fourier's — zu machen, darin sah er eine der Hauptaufgaben, die Hauptaufgabe des Sozialismus. Jeder Arbeiter in seiner Art ein Künstler, jedes Arbeitsstück ein Dokument der Lust und Liebe, mit der es verfertigt worden, das war sein Zukunftsideal.

Trotz, oder vielmehr wegen seiner hohen künstlerischen Denkweise liebte Morris die Einfachheit, denn alle wahre Kunst ist einfach. Und wie in der bildenden Kunst, so in der Litteratur. Mit fast allen grossen Männern hatte er die Liebe für Sage und Märchen, für die einfache Erzählung gemein, wie er ja selbst vorwiegend Märchendichter war. In hohem Grade einfach war auch sein Auftreten. Es wäre unwahr und nicht einmal ein Lob zu behaupten, dass er nicht das Bewusstsein seines Werthes gehabt hätte. Er verstand es sehr gut, Leute fern von sich zu halten, die ihm antipathisch waren. Aber er hatte nichts Affektirtes an sich, kein falsches Pathos, keine erheuchelte Herrlichkeit. Er sprach immer zur Sache, selten lange, und nur die Unruhe seiner Bewegungen verrieth, dass es in ihm arbeitete. Auch seine Kleidung, so eigenartig sie war, war unauffällig. Nichts lenkte von vornherein den Blick auf sie. Nur dem aufmerksamen Beschauer sagten das blaue Hemd und der ungezwungen getragene kurze Rock, dass der Träger sie nicht von ungefähr gewählt. Ueberhaupt liebte es Morris, mehr anzudeuten als prahlerisch anzukündigen. Vom modernen Theater hielt er, wie einer seiner Freunde, der „stets paradoxe“, aber durchaus ehrliche Fabianer, George Bernard Shaw, in der „Saturday Review“ erzählt, sehr wenig, und als er einmal in einem von ihm selbst verfassten sozialistischen Schwank den Erzbischof von Canterbury zu spielen hatte, hielt er ein paar Kniehosen für vollkommen genügend, den Charakter der Rolle zur Anschauung zu bringen.

Dieser Schwank oder, um die von Morris gewählte Bezeichnung zu nehmen, dieses Zwischenspiel: „Der Spiess umgekehrt, oder der erwachte Nupkins“, ist im Jahre 1887 verfasst, und sein „Held“ Nupkins ist der vor einigen Monaten endlich pensionirte Londoner Richter Peter Edlin, dessen Praxis, die winzigsten Eigenthumsvergehen kleiner Leute mit langjährigen Gefängnis- und Zuchthausstrafen zu ahnden, nicht nur die Entrüstung der

Sozialisten herausforderte. Das Stück wurde im Lokal der sozialistischen Liga aufgeführt, einem einfachen Lagerraum im zweiten Stockwerk eines Geschäftshauses unweit von Smithfield Markt. Es besteht aus zwei Theilen: einer Gerichtsverhandlung gegen einen Schwindler, ein armes Weib und den Sozialisten Jack Freeman, die den Richter in seiner Eigenschaft als Vertreter skandalöser Klassenjustiz zeigt und am Schluss durch die ausbrechende Volkerhebung unterbrochen wird, und einer Scene nach der siegreichen Revolution, wo Nupkins verurtheilt wird, für seinen Lebensunterhalt produktiv zu arbeiten. In der Gerichtsscene schildert Morris eine jener Agitations-Versammlungen auf der Strasse, wie wir sie oben skizzirten. „Ich war von der äusserst spärlichen Zuhörerschaft enttäuscht“, lässt er den als Zeugen auftretenden Erzbischof, den er selbst spielte, aussagen. „So gut ich mich erinnere, waren zu Beginn Ihrer (des Angeklagten) Rede ausser Ihnen drei Personen anwesend. Die Thatsache hat sich meinem Gedächtniss unter der Einwirkung der groben und rohen Worte eingeprägt, die Sie beim Besteigen des Stuhls oder Sockels zu Ihrem Begleiter äusserten, der ein Packet Exemplare eines verwerflichen und gemeinen Blattes, genannt Commonweal, unter dem Arm trug, von denen er mich, wenn ich so sagen darf, nöthigte, eines zu kaufen. Sie sagten: ‚Das muss ich sagen, Bill, verdammt harte Geschichte, an einen Laternenpfahl, eine Jöhre und einen alten Kumpan 'ne Rede halten zu sollen‘ — der letztere Ausdruck auf mich gemünzt, wie ich annehme“. Wie die Rede fortging, habe dann ein herumziehender Eishändler seinen Verkaufsstand dort aufgeschlagen, zwei Schutzleute hätten sich genähert, und bis zum Schluss der Rede seien dann ausserdem noch etwa zehn Personen herangetreten. Ein anderer Zeuge — der Dichter Tennyson, den Morris als Repräsentant der Kunst heranzieht und mild parodirt — berichtet über eine Sitzung der sozialistischen Liga, die aus fast 17 Personen bestanden habe: „Sie sassen und rauchten; und ein Dummkopf führte den Vorsitz, und ein anderer Dummkopf verlas Briefe; und dann zerbrachen sie sich, bis es mir zum Ekel wurde, den Kopf, wo dieser oder jener Dummkopf nächste Woche hingehen sollte, dummes Zeug zu schwätzen, und dann und wann rissen ein alter kahlköpfiger Dummkopf und ein stämmiger Dummkopf in Blau*) Witze, über die ziemlich viel gelacht wurde. Aber ich verstand die Witze nicht, und so trollte ich mich“.**)

In diesem Scherzbild ist bitterer Ernst. Das war die Situation der Sozialisten Londons zu der Zeit, wo Morris sich mit seiner ganzen Persönlichkeit der Bewegung widmete. Und zu der Gegnerschaft der gewerkschaftlichen Organisation, der tödtenden Gleichgiltigkeit der unorganisirten Arbeiter kamen die Zerwürfnisse in den eigenen Reihen, die Konflikte im Lager des kleinen Häufleins Sozialisten, die die herkulische Aufgabe der Besiegung jener Gegnerschaft und Indifferenz vor sich hatten. Es wäre unpassend, heute auf die Umstände zurückzukommen, die zur Spaltung des sozialistischen Lagers, zur Gründung des „Commonweal“ führten. Soviel darf jedoch gesagt werden, dass die persönliche Bitterkeit bei den Betheiligten, zu denen in erster Reihe

*) Morris selbst.

***) Auf die Frage, ob er die Sozialisten wenigstens verstanden habe, wenn sie im Ernst waren, lässt Morris den damals noch lebenden Tennyson antworten: „Nein, ganz und gar nicht. Ich kann auch nicht sagen, dass ich es versucht habe. Ich will den Sozialismus gar nicht verstehen; er gehört nicht zu meiner Epoche“. Sehr hübsch ist auch der Naturforscher Tyndall, soweit Politiker, parodirt. Morris lässt ihn alles Unheil der Welt auf Gladstone's Homerulebill zurückführen, die dem armen Tyndall in der That den Kopf verdreht hatte. Ueberhaupt ist „der erwachte Nupkins“ wohl das beste und jedenfalls das geschmackvollste bisher geschriebene sozialistische Tendenz-Lustspiel.

Morris gehörte, eine sehr tiefgehende war. Aber trotzdem es an Material dazu nicht fehlte, wird man sein Blatt, das „Commonweal“, von Anfang bis zu Ende vergeblich nach einem jener gehässigen persönlichen Angriffe auf die Gegenseite durchsuchen, die sonst selbst bei rein sachlichen Differenzen so beliebt zu sein pflegen. In dieser Hinsicht kann man das von Morris gegebene Beispiel nicht hoch genug stellen. Ueberhaupt wüsste ich nicht, dass das „Commonweal“, so lange Morris Einfluss auf dasselbe hatte, je einen Angriff auf Sozialisten anderer Schattirung enthielt.

Die sozialistische Liga gerieth allmählich in's anarchistische Fahrwasser. Man hatte sich so sehr auf den Anti-Parlamentarismus versessen, dass man schliesslich von der Logik der Dinge dazu getrieben wurde, mit den Anarchisten in's gleiche Horn zu stossen. Ein Theil der Mitglieder der Liga trat aus, andere gingen völlig zu den Anarchisten über, wieder andere suchten eine Mittelstellung einzunehmen. Zu ihnen gehörte Morris. Aber es gab bald wenig mehr zu vermitteln. Morris selbst war enttäuscht und verhielt sich immer passiver. Shaw schreibt seine Enttäuschung dem Ausreissen der Londoner Arbeiter bei dem Zusammenstoss mit der Polizei auf Trafalgar Square (13. November 1887) zu, und dass dies auf ihn, der sich damals äusserst muthig benahm, sehr niederdrückend gewirkt haben wird, ist wohl glaublich. Eine andere Art Enttäuschung kam aus dem Schoosse der Bewegung selbst. Morris sah sich schliesslich genöthigt, sich ganz vom „Commonweal“ zurückzuziehen, das nun rein anarchistisch redigirt wurde. Auch diese Trennung ging jedoch ohne jeden öffentlichen Skandal vor sich. Und als später der Anarhist Mowbray als Herausgeber des „Commonweal“ für einen thörichten Artikel verhaftet wurde, den das Blatt gebracht hatte, war es der gründlich vom Anarchismus kurirte Morris, der sofort alles ihm zugefügte Unrecht vergass und eine ziemlich hohe Kaution stellte, um Mowbray auf freien Fuss zu bringen.

Dem Sozialismus ist Morris bis zu Ende treu geblieben. Hier wurzelte seine Ueberzeugung zu tief, um einer Stimmung weichen zu können. Er war kein Fanatiker der Methode, und darum ist nichts absurder, als jetzt nach seinem Tode darüber zu streiten, ob er zuletzt sich mehr der fabianischen Taktik oder der Taktik der sozialdemokratischen Föderation genähert habe. Wahrscheinlich sah er, dass hüben und drüben tüchtige und ehrliche Leute waren, die in ihrer Weise die Sache des Sozialismus förderten, und jedenfalls hatte er persönliche Freunde in allen Lagern, in welche die kämpfende Sozialdemokratie Englands heute zerfällt. Mit einem Worte, er war kein Sektirer. Wohl hatte er in vielen Punkten sehr bestimmte Ansichten; konnte er sogar, wenn es darauf ankam, sehr starrköpfig sein, aber er sah doch ein, dass sich eine so umfassende Bewegung, wie die sozialistische, am wenigsten in einem Lande wie England nach einem Kopfe modeln, dass sich die Einheit, die er erstrebte, nicht erzwingen lässt. Nicht aus einem Mangel an Festigkeit des Charakters, nicht aus schmählichem Bedürfniss nach Allerweltsbrüderschaft entsprang die ausserordentliche Toleranz, die William Morris in der sozialistischen Bewegung bekundet hat. Sie wurzelte in seinem künstlerischen Empfinden, seinem feinen, jede tüchtige Individualität schätzenden, aller Schablone abholden Geist, sie entspricht auch dem Geist der Geschichte, dem Höhepunkt der Entwicklung seines Landes. Der wohlerzogene festländische Sozialist braucht Zeit, diesen Geist zu verstehen. Hat er ihn einmal begriffen, dann erst wird er einen Mann wie William Morris verstehen lernen.

Frauenkongress und Frauenbewegung.

Von Gertrud David in Mainz.*)

In mehr als einer Hinsicht ist der Frauenkongress, der vom 19.—26. September in Berlin getagt hat, von Wichtigkeit und weittragender Bedeutung.

Zunächst rein äusserlich betrachtet, war diese imposante Kundgebung eines gemeinsamen Wollens und Strebens so vieler Köpfe und Herzen wohl geeignet, auch den verranntesten Gegner der modernen Frauenbewegung ein wenig Respekt vor dieser einzujagen. 1200 Frauen hatte der Kongress vereinigt, aus aller Herren Länder, von jeder Altersstufe, Frauen der verschiedensten gesellschaftlichen Stellungen, verheirathete und unverheirathete, und damit jedenfalls gründlich mit dem alten Vorurtheil aufgeräumt, dass die ganze Frauenbewegung das Produkt einiger verdrehter alter Schrauben und ihrer Feindschaft und Rachsucht gegen die Männerwelt sei. Mancher Philister wird da, erschreckt von dem frischen Luftzuge, der ihm so plötzlich um den Kopf wehte, sich den Schlaf aus den Augen gerieben haben, um nun mit Erstaunen zu bemerken, dass aus dem demüthigen Käthchen von Heilbronn, dem hingebenden Gretchen, ein Weib geworden ist, das im vollen Bewusstsein seines Werthes, seiner Ebenbürtigkeit fordert, was sein ist. Der Ruf auch nach politischer Gleichberechtigung erscholl zu wiederholten Malen, und angesichts dieses Kongresses wird wohl auch den Meisten das Lächerliche und Unhaltbare von Bestimmungen klar geworden sein, die solchen Frauen Rechte versagen (angeblich weil sie nichts davon verstehen), die sie dem dümmsten, ungebildetsten und gleichgiltigsten Manne gewähren.

Glücklicherweise hatte Frau Lina Morgenstern, die Einberuferin des Kongresses, nicht vermocht, ihm den Stempel ihrer gutgemeinten aber beschränkt gedachten „Volksküchen-Wohlfahrtsbestrebungen“ aufzudrücken. Durch die meisten Sitzungen ging geradezu ein herz-erfrischender Zug von Geistes- und Herzensfreiheit.

Man wirft den Frauen so oft Rückständigkeit, Konservativismus in wenig schmeichelhaftem Sinne, Befangensein in Vorurtheilen vor. Freilich die Frau, die im engen, kleinbürgerlichen Gesichtskreise aufgewachsen, ohne das Leben kennen gelernt zu haben, in die Ehe getreten ist, und dann vor all den täglichen kleinen und grossen Sorgen und Arbeiten kaum dazu kommt, einmal eine Zeitung zu sehen, sie wird dem Manne gegenüber, der schon durch seinen ganzen Beruf, der ihn in's Leben hinausführt, Gelegenheit hat, seinen Gesichtskreis zu erweitern, als die Trägerin rückständiger Ideen erscheinen. Hat aber die Frau

*) Der Artikel will keine Erwiderung auf den in voriger Nummer erschienenen Aufsatz über den internationalen Frauenkongress sein; er ging uns vor Erscheinen des Oktoberheftes zu. Die Verfasserin steht ungefähr auf dem gleichen Standpunkt, wie Frau Wally Zepler. Da sie das Thema aber von einer anderen Seite aus behandelt, so werden ihre Ausführungen gewiss unseren Lesern willkommen sein.

einmal die Fesseln gesprengt, die sie in geistiger Knechtschaft hielten, dann können wir häufig die Beobachtung machen, dass sie weiter und vorurtheilsloser denkt, gerechter urtheilt, als der Mann.

Charakteristisch für die geistige Höhe der Kongress-Theilnehmerinnen war das gänzliche Fehlen der Furcht vor dem rothen Lappen. Das hatte sich schon bei den Einladungen gezeigt, die an die Vertreterinnen aller Bewegungen und politischen Richtungen ergangen waren. Zwar lehnten die sozialdemokratischen Frauen die Theilnahme am Kongresse ab, da der prinzipielle Unterschied zwischen der bürgerlichen und der proletarischen Frauenbewegung, trotz verschiedener Berührungspunkte, ein Zusammengehen nicht erlaube, und beteiligten sich nur an der Diskussion. Dennoch machte sich, von zwei Ausnahmen abgesehen, nicht im Geringsten eine feindselige Stimmung gegen die Sozialdemokratie geltend. Von verschiedenen Rednerinnen wurde es sogar ausdrücklich betont, dass man in der sozialdemokratischen Bewegung keinen Feind sehe, dass man im Gegentheil von einem Zusammengehen mit ihr in der Frauenfrage nur das Beste erhoffe.

Ausserst wohlthuend muss dabei das Fehlen der bekannten Schlagwörter, vom Theilen, freier Liebe u. s. w., berühren, die man so häufig sogar von Männern, die in ihrer Bildung auf der Höhe der Zeit zu stehen glauben, hören muss. Eine Dame, die eine Rede der Frau Zetkin als einen Missbrauch der Tribüne zu sozialdemokratischen Zwecken bezeichnete und von Umsturz zu sprechen anfang, wurde mehrfach zurechtgewiesen und verzichtete daraufhin auf das Wort. Diese Thatsache wird unseren „Gutgesinnten“ gewiss einen Stich in's Herz gegeben haben.

Doch nicht nur Toleranz gegen Andersdenkende sprach aus diesem Verhalten. In der modernen bürgerlichen Frauenbewegung hat sich seit einiger Zeit eine ungemein starke Strömung nach links entwickelt. Das Hervortreten dieser Strömung, erkennbar schon durch den breiten Raum, den man den Referenten über die Arbeiterinnenfrage zugewiesen hatte, aber auch in den meisten sonstigen Reden sich bemerkbar machend, war es, was dem Kongress sein charakteristisches Gepräge gab, ja, was wir als das eigentliche Ereigniss des Kongresses bezeichnen möchten.

Als Unterdrückte ist die Frau von jeher dazu geneigt gewesen, die Sache aller Unterdrückten und Schwachen zu der ihren zu machen. Doch nicht mit den bekannten Wohlthätigkeitsbestrebungen haben wir es hier zu thun. Neben einigen, bei allem guten Willen einen vollständigen Mangel an sozialpolitischer Einsicht verrathenden Vorträgen, wie dem der Frau Bieber-Böhm, die die Prostitution durch gesetzliches Verbot aus der Welt schaffen will, wurden auf dem Kongress Reden gehalten, aus denen eine Fülle von Einsicht und Verständniss sprach, die man bei der grossen Mehrheit unserer Volksvertreter im Reichs- und Landtag vergeblich suchen würde. Das gilt besonders von dem Referat der Frau Schlesinger-Eckstein aus Wien über den Stand der Frauenbewegung in Oesterreich, von dem Berichte derselben Rednerin über die Ergebnisse der Wiener Arbeiterinnen-Enquête, von

den Reden des Fr. Montessori aus Rom, dem Vortrage der Miss Florence Routledyn und endlich dem Referat der Frau Jeanette Schwerin über das Thema: „Auf welchen sozialen Arbeitsgebieten kann sich die gesammte Frauenwelt zu gemeinsamer Arbeit vereinigen?“

Die praktischen Forderungen, die diese Frauen aufstellen, stehen kaum denen unserer weitgehendsten politischen Parteien nach. So treten sie vor Allem für die freie Organisation der Arbeiterinnen ein, für Einführung weiblicher Fabrikinspektoren, Ausdehnung der Fabrikgesetzgebung zum Schutz der Frauen und Kinder, Zulassung der Frau zur Kommunalvertretung, Ausdehnung der Gewerbe-Inspektion auch auf die Heimarbeit, Altersversorgung für Arbeiterinnen und Anderes mehr.

Nun ist es interessant zu beobachten, wie die bürgerliche Frauenbewegung in dem Momente, wo sie sich der Hebung und Befreiung der Klasse der Arbeiterinnen zuwendet, ihr eigentliches Lebenselement, den Kampf der Frau gegen den Mann verlässt, und statt dessen in den Kampf der Ausgebeuteten gegen den Ausbeuter eintritt. Die Bedeutung dieses Schrittes ist kaum hoch genug anzuschlagen. So paradox es klingt: die bürgerliche Frauenbewegung schneidet sich damit selbst den Lebensnerv durch, um zugleich das einzig Mögliche zu thun, was sie vor dem sicheren Tode retten kann. Sie schlägt damit so vollständig neue Bahnen ein, dass von einer eigentlich bürgerlichen Frauenbewegung kaum noch die Rede wird sein können. Und das ist gut. Denn auf der bisherigen Bahn winkt unserer Frauenbewegung bei allen scheinbaren äusseren Erfolgen doch nur die Aussicht auf eine endliche, dann um so schmerzlichere Niederlage. — Die moderne bürgerliche Frauenbewegung fiesst vor Allem aus zwei Quellen, zwei Hauptfaktoren lassen sich bei ihr unterscheiden.

Einmal verdankt sie ihren Ursprung der immer grösser werdenden Heirathsnoth unserer Tage in den sogenannten gebildeten Kreisen. Die kapitalistische Wirthschaftsentwicklung, deren Tendenz es ist, den Lohn für jede Thätigkeit, körperliche oder geistige, hinter der nicht ein grosses Vermögen steht, auf ein Minimum herabzudrücken, machte es einer immer grösser werdenden Zahl von Männern zur Unmöglichkeit, sich einen eigenen Herd zu gründen. Damit zwang sie aber einer ebenfalls stetig wachsenden Zahl von Mädchen die Nothwendigkeit auf, wenn sie nicht von Hause aus begütert waren, sich ihren Unterhalt selbst zu erwerben, den Kampf um's Dasein aufzunehmen. In der gleichen Lage befanden sich auch jene Frauen, die es nicht über sich zu gewinnen vermochten, nur um versorgt zu sein, einem ungeliebten Manne die Hand zu reichen.

Bei diesem Kampfe musste aber die Frau überall auf die Schranken stossen, die das „starke“ Geschlecht sich zum Schutze gegen den Wettbewerb des „schwachen“ errichtet hat. Sie erkannte mit wachsender Bitterkeit, dass ihr bei allem Fleiss und aller Begabung nur untergeordnete Posten, die erbärmlich besoldeten Stellen der Unterlehrerinnen, Komptoiristinnen etc. winkten, während ihrem weit minder veranlagten Bruder Gymnasien und Universitäten und im Anschluss daran alle höheren Carriären offen standen. Zugleich musste aber auch in ihr der lebhaft

Wunsch erwachen, diese Schranken niederzureissen, sich den freien Wettbewerb mit dem Manne zu eröffnen.

Damit war die bürgerliche Frauenbewegung geschaffen. Die Heirathsfrage ist gewissermaassen ihre materielle Grundlage. Sie hat aber neben dieser materiellen auch eine rein ideelle Seite.

Unserer Zeit ist es vorbehalten gewesen, die Frau aus ihrer Jahrhundertlangen Schlaf- und Traumseligkeit zu erwecken. Die moderne Frau fing an, um sich zu blicken, und da erkannte sie denn, auch wenn die Sorge um's tägliche Brod nicht auf ihr lastete (oder vielleicht gerade dann erst recht), wie unwürdig die Stellung war, die ihr der Mann in der Ehe und im öffentlichen Leben zuweist. Sie hatte wohl Pflichten, aber keine Rechte, und was das Schlimmste war, sie fühlte einen brennenden Durs nach Wissen, nach Erweiterung ihrer Kenntnisse, denn dadurch allein konnte sie hoffen, eine würdigere Stellung zu erringen — und die Quellen des Wissens blieben ihr verschlossen.

So musste sie, wenn auch von einer ganz anderen Seite kommend, schliesslich zu denselben Forderungen gelangen, wie ihre Mitschwester, die die Sorge um das leibliche Brod in diesen Kampf getrieben hatte: Freigabe der höheren Bildung auch für die Frau, Zulassung zu allen Berufen, wenn ihr objektives Wissen und Können sie dafür befähigt.

Diese Forderung zu vertreten und durchzusetzen hat sich die moderne Frauenbewegung als Aufgabe und Ziel gesetzt. Dass sie dieses Ziel erreichen kann und wird, ist wohl nicht zu bezweifeln. In Amerika und Australien bleibt ihr dafür kaum noch etwas zu thun übrig. Sogar in unserem lieben deutschen Vaterland, das neben der Türkei auf die Ehre Anspruch erheben kann, in Frauenfragen am rückständigsten zu sein, hat sie es schon so weit gebracht, dass Gymnasien für Mädchen errichtet sind und verschiedene Universitäten den wissensdurstigen Frauen, wenn auch nicht als Studirenden, so doch als Hörerinnen ihre Thore geöffnet haben.

Nun entsteht aber die Frage, ob mit der Erreichung dieses Zieles wirklich die Uebelstände beseitigt sind, die eine Frauenbewegung geschaffen haben, ob die beiden Seiten der Frauenfrage, die Heirathsfrage und die Emanzipations-Frage hierdurch ihre Lösung überhaupt finden können.

Den Weg zur Beantwortung dieser Frage weist uns ein Blick auf die arbeitenden Schichten des Volkes. Die Proletarierin hat in der That zum grossen Theile schon das erreicht, was unsere Frauenrechtlerinnen für die gebildete Frau anstreben. Ihr sind die Schranken des freien Wettbewerbs mit dem Manne geöffnet, sie ist seine Mitarbeiterin und dadurch seine Konkurrentin und schlimmste Feindin geworden. Das Massenangebot weiblicher Arbeit hat ein solches Sinken der Löhne erzeugt, dass jetzt ohne die Mitarbeit der Frau an ein Auskommen oft gar nicht zu denken ist. Familienleben, Erziehung der Kinder, alle häuslichen Pflichten müssen in diesem Ringen um's nackte Leben hintangesetzt werden, so dass man schon ernstlich daran denkt, dadurch eine Hebung der wirtschaftlichen Lage des Proletariats herbeizuführen, dass man die Frauenarbeit künstlich wieder einschränkt.

Sehen wir nun, in wie weit die hieraus entspringenden Konsequenzen auch für die bürgerliche Frauenbewegung anwendbar sind. Wie vorher dargelegt worden ist, hat die immer grösser werdende Heirathsnoth, die wieder in dem sinkenden Einkommen auch der geistigen Arbeiter ihre Ursache hat, den eigentlichen Anstoss zur Frauenbewegung gegeben. Nun ist es aber klar, dass dieses Uebel, wenn die Frauenbewegung ihr vermeintliches Ziel erreicht haben sollte, nicht beseitigt, sondern in unerhörtem Maasse verschärft werden würde, denn durch die Konkurrenz der Frau würde ein derartiges Sinken im Werthe der geistigen Arbeit eintreten, dass noch weit weniger Männer wie bisher an die Gründung einer Familie würden denken können. Abgesehen davon würde auch jede Frau, die den Mann aus irgend einem Posten verdrängt, allein schon dadurch eine ihrer Mitschwester zur alten Jungfer machen.

Wenn sich nun auch die Chancen dadurch etwas günstiger gestalten, dass im Hinblick auf den Miterwerb der Frau manche Eheschliessung statthaben könnte, die ohne diesen Zuschuss unterbleiben müsste, so darf man das doch nicht zu hoch anschlagen. Einmal wird es nur ein kleiner Prozentsatz aller Fälle sein, wo Mann und Frau bei der allgemeinen Konkurrenz auch wirklich in der Lage sind, zu erwerben. Dann aber wird auf einen Zuschuss von Seiten der Frau mit einiger Sicherheit nur zu rechnen sein, wenn diese einem der liberalen Berufe, als Aerztin, Schriftstellerin etc. angehört. Ist sie in einer Anstellung, so wird sie diese sofort verlassen müssen, wenn sie Familie bekommt, also gerade dann, wenn sie jenen Zuschuss am Nöthigsten brauchen könnte. Denn weder der heutige Staat noch irgend eine Privatperson wird soweit Rücksicht auf die Privatverhältnisse seiner Angestellten nehmen, dass er etwa einer Frau gestatten würde, ihre Zeit zwischen ihren häuslichen Pflichten und ihrem Berufe zu theilen. Es stehen ihnen ja genug andere Kräfte zur Verfügung. Mag nun das Alles auch nicht mit mathematischer Genauigkeit gerade so in Erfüllung gehen, so viel ist sicher, das eigentliche Grundübel wird nicht beseitigt, sondern im höchsten Grade verschlimmert werden. Was nützt der Frau nun auch das stolze Bewusstsein, sich nicht mehr verkaufen zu müssen, wenn überhaupt kein Käufer da ist. Wir stehen hier vor einer verzweifelten Zwickmühle. Die Frau muss hinaus in's feindliche Leben, weil sie sich häufig nicht mehr verheirathen kann, und je mehr sie hinaustritt, desto geringer werden die Chancen für sie, einen Mann zu bekommen. Ein scheinbar löslicher Widerspruch, und doch existirt dieser Widerspruch nur in unserer heutigen Gesellschaft, in einer sozialistischen löst er sich in Nichts auf.

Doch es bleibt nun noch übrig, zu untersuchen, ob denn wenigstens die andere Seite der Frauenfrage, die Emanzipations-Frage, unter den eben geschilderten Verhältnissen eine Lösung finden kann. Die Antwort darauf lautet scheinbar ja, wenn man die äusseren Erfolge betrachtet, denn die nach Gleichberechtigung strebende Frau hat ja nun alles erreicht, was sie sich in dieser Beziehung wünschen kann. Und doch wird dieser Sieg durch die Umstände, unter denen er errungen ist, zu einem vollständig illusorischen.

Das untergeordnete Leben in Familie und Haus, die Abschliessung von allen höheren geistigen Interessen, vom öffentlichen Leben, konnt die moderne, denkende Frau nicht mehr befriedigen. Noch viel weniger aber wird sie ein Leben befriedigen, in dem nur ihre geistigen Fähigkeiten zur Entwicklung kommen, in dem sie auf alle Freuden der Geschlechts-, der Mutterliebe verzichten muss.

Die Frau nimmt in dieser Beziehung nicht einen gesonderten, vom Manne gänzlich verschiedenen Standpunkt ein, wie uns Laura Marholm weis machen will. Auch der Mann würde verkümmern, der „des Weibes entrathen“ wollte. Nur ist für den Mann die Möglichkeit vorhanden, einen grossen Theil der Vortheile, die der Umgang mit dem anderen Geschlecht für ihn bringt, auch ausserhalb der Ehe zu geniessen. Für die „anständige Frau“ der bürgerlichen Gesellschaft giebt es aber kein anderes Ausleben nach dieser Richtung hin, als in der Ehe. Also auch in dieser Hinsicht würde die bürgerliche Frauenbewegung einst ihren Bankerott zu erklären haben, wenn sie auf der bisherigen Bahn fortzuschreiten würde.

Doch dahin wird es nun nicht kommen. Die theoretische und praktische Beschäftigung mit den grossen sozialen Problemen, die Erkenntniss der Triebkräfte, die in unserem Gesellschaftskörper thätig sind, werden jene ehrlichen und muthigen Frauen, die in Berlin so warm für das Wohl der Arbeiterinnen eintraten, mit unweigerlicher Konsequenz zum Sozialismus führen.

Sie werden erkennen, dass eine Befreiung der Frau auf dem Boden der heutigen Wirthschaftsordnung nicht möglich ist, dass jede Frucht eines Sieges der Frau im Kampfe gegen den Mann schliesslich dem Ausbeuterthum, dem Kapitalismus zufallen muss. Und sie werden einsehen lernen, dass erst eine sozialistische Gesellschaftsordnung, die das Gespenst der Ueberproduktion und somit das der wirtschaftlichen Konkurrenz der Arbeitskräfte nicht kennt, in der jeder Mitarbeiter, ob Mann, ob Weib, mit dem, was er ist und kann, als Vermehrer des gesellschaftlichen Reichthums willkommen ist, all jene Missklänge in reine Harmonieen auflösen kann.

An dem Tage aber, wo sie das klar erkannt haben werden, was ein grosser Theil von ihnen, wenn auch vielleicht noch unbewusst, heute schon ahnt, dass es eben eine Lösung der Frauenfrage, unabhängig von der Lösung der ganzen sozialen Frage, nicht giebt, werden auch die sozialdemokratischen Frauen die ausgestreckte Schwesterhand nicht mehr zurückweisen. Eine Frauenbewegung im bisherigen Sinne, mit ihren engen, spezifischen Kampfobjekten um Wahlurne und Universität wird es dann freilich nicht mehr geben. Die wird todt oder doch von ihren besten Vorkämpferinnen verlassen sein. Aber an ihrer Stelle wird eine grosse sozialistische Kampfpartei stehen, die eine wackere Mitstreiterin sein wird in dem Kampfe um eine neue bessere Gesellschaftsordnung, in der es keine Ausbeuter und keine Ausgebeuteten, keine Unterdrücker und keine Unterdrückten mehr geben wird, in der auch die Frau den Platz einnehmen wird, der ihr gebührt.

Historische Einführung in das Studium der Psychologie.

Von Prof. G. de Greef in Brüssel.

Wir beginnen diese Einführung nicht mit einer Definition der Psychologie. Man kann das Gebiet einer Wissenschaft erst dann abgrenzen, wenn man es durchschritten hat.

Gleichwohl werden wir uns einen vorläufigen Begriff von ihr machen können, wenn wir in ihrer eigenen Geschichte forschen, welche Auffassung man bisher von den sogenannten psychischen Phänomenen gehabt hat.

Für die Psychologie ist die historische Methode, der Sozialwissenschaft entlehnt, besonders zu empfehlen, weil diese Wissenschaft zwischen der Biologie und der Soziologie das Bindeglied bildet. Wir wissen heute, dass jedes psychische Phänomen das direkte oder indirekte Resultat ist einer Reizung des Organismus, und insbesondere des Nervensystems, durch äussere Kräfte. Die äussere Umgebung des Organismus ist aber nicht nur physisch und animalisch, sie ist auch sozial. Die Psychologie im Allgemeinen und die menschliche Psychologie im Besonderen sind nicht ausschliesslich individuell, sie sind schon zum grossen Theil kollektiv; das Individuum ausserhalb aller Gesellschaft ist nichts als eine Hypothese von demselben Werth wie die Hypothese einer Gesellschaft ohne Individuen. Folglich: ausser jenem ersten Grunde, dass nämlich die historische Methode als eigenthümliche Methode der Sozialwissenschaften auch auf alle vorhergehenden allgemeineren und einfacheren Wissenschaften anwendbar ist, sind wir zu ihrer Benutzung auch deshalb berechtigt, weil die psychischen Phänomene, zum Theil wenigstens, schon mit in die Reihe der sozialen Phänomene gehören.

Die Kundgebungen des psychischen Lebens und speziell die Entstehung des Denkens werden unter der hypothetischen Voraussetzung eines isolirten Individuums, wie Robinson auf seiner Insel, beinahe unerklärbar; selbst Robinson war nur deshalb im Stande zu denken, weil er früher, vor seiner Isolirung, in Gesellschaft gelebt hatte.

Das Denken ist ein zugleich physisches, mechanisches, physiologisches, psychisches und soziales Phänomen, ebenso wie die Sprache, welche das Werkzeug des Ausdrucks und der Uebertragung des Gedankens Kundgebung ist.

Bedienen wir uns also der historischen Methode für die Untersuchung, was man unter Psychologie zu verstehen hat; beginnen wir mit der Darstellung der verschiedenen Erklärungen, die sich die Menschheit selbst nach einander von den Phänomenen gegeben hat, die wir heute unter dieser Bezeichnung zusammenfassen.

Die Glaubenslehre und die Theorien, die unsern Gegenstand — d. h. im Grunde die Elemente, die das menschliche Sein zusammensetzen — behandeln, lassen sich so eitheilen, dass die logische Ordnung ziemlich gut der historischen Ordnung entspricht, obgleich in Wirklichkeit diese Glaubenslehren und Theorien sich nicht immer so exakt und scharf von einander abheben: im Gegentheil: vom höheren soziologischen Gesichtspunkt aus, den wir nie aus den Augen verlieren dürfen, erkennen wir in ihnen eine beständige und regelmässige Entwicklung, und sehen, wie sie auf diese Weise, weit entfernt davon einander auszuschliessen, am Fortschritt mit arbeiten.

Unter diesem wichtigen Vorbehalt kann man mit einigen Modifikationen die folgende Classifikation annehmen, die theilweise mit der von Bain*) aufgestellten übereinstimmt:

*) L'esprit et la corps p. 144 ff. Paris, Alcan.

I. Hypothese von zwei Substanzen: Dualismus.

Sie kann auftreten und tritt in der Geschichte auf unter zwei Formen:

A. Die Substanzen sind beide materiell.

Dies ist die herrschende Anschauung bei den primitiven und niederen Racen, bei den alten griechischen Philosophen, bei den ersten christlichen Kirchenvätern.

B. Von den beiden Substanzen ist die eine materiell, die andere immateriell.

Diese Anschauung setzt sich fest mit Plato (427—347 v. Chr.). Sie wird herrschend bei den Kirchenvätern von der Epoche des heiligen Augustin (354—430) an: Sie herrscht bei den Scholastikern, besonders bei dem berühmtesten, dem heiligen Thomas von Aquino (1227—1274).

Sie herrscht bei Descartes (1596—1650) und seiner Schule.

II. Hypothese von einer einzigen Substanz: Monismus.

Diese Hypothese tritt unter zwei Formen auf:

A. Geist und Materie werden als absolut identisch angesehen.

Dies ist die herrschende Anschauung der absolut materialistischen Theorien und des pantheistischen Idealismus.

Beispiele: G. Bruno, Campanella, Fichte (1762—1814).

B. Gewisse Unterschiede, aber nicht qualitativ, zwischen Geist und Körper werden anerkannt. Relativer und gemildeter Materialismus und Idealismus. Eclecticismus. Einfluss der Fortschritte der Physiologie.

III. Elimination des Absoluten.

Positive Theorien.

Unmöglichkeit und Unnöthigkeit, das „Ding an sich“ erkennen. Das Objekt der Wissenschaft sind Phänomene, ihre Eigenschaften, ihre Beziehungen, ihre Gesetze. All unsere Kenntnisse sind relativ. Geist und Materie sind Abstraktionen, Etiketts, worunter wir die theils gleichartigen, theils verschiedenen Phänomene einreihen; sie sind die zwei Seiten des Lebens, die organische und die physische.

Wie man sieht, beruht diese Klassifikation nicht einzig und allein auf Merkmalen, die einander ausschliessen, sondern auf dem historischen und natürlichen Fortschritt und der Entwicklung der Anschauungen über den Geist. Die Menschheit geht allmählich über von der ersten Hypothese auf die zweite und von dieser auf die dritte, deren Entwicklung von hier ab verschmilzt mit der Entwicklung der Wissenschaften und ihrer allgemeinen Philosophie überhaupt.

Das Wesentliche dieser Entwicklung der Psychologie springt klar in die Augen: es ist einerseits die Entfaltung mit folgendem Verfall des absoluten Spiritualismus andererseits die Entfaltung mit folgendem Verfall des absoluten Materialismus parallel damit geht der ständige Fortschritt unserer relativen psychischen Kenntnisse ausserhalb und über jeder Theorie über das Wesen der Materie und des Geistes.

Wir haben also nichts anderes vor uns, als sogenannte psychische Phänomene und andere sogenannte physische Phänomene; diese Phänomene haben Beziehungen unter einander; wie alle Beziehungen irgend welcher Art, können diese zurückgeführt werden auf Gleichartigeiten und Unterschiede, oder, zeitlich betrachtet, auf Beziehungen der Coexistenz und der Aufeinanderfolge.

Es handelt sich nunmehr darum, zu beweisen, dass die Classifikation und die Evolution der psychischen Glaubenslehren und Doctrinen, die wir soeben entworfen haben, nicht selbst eine Hypothese ist, sondern auf positiven Induktionen beruht.

Die Geschichte der Glaubenslehren und Doctrinen des Menschengeschlechtes kann verglichen werden mit derjenigen eines einzelnen Menschen, der ebenso alt wäre, wie das ganze Geschlecht und sich Rechenschaft ablegen wollte, wie er nach vielem Hin- und Hertasten, schliesslich seine eigene Verstandesthätigkeit sich selber erklärt.

Die junge Generation, an die sich dieser Aufsatz wendet, hat ein grosses Interesse daran, diese historische Rekapitulation, die wir jetzt vornehmen wollen, sich zu Nutze zu machen. In der That, ebenso wie das embryologische Wachsthum des Einzelwesens eine abgekürzte Wiederholung der allgemeinen Evolution der ganzen Art und sogar der Arten ist, ebenso wird die Geschichte der Psychologie die wohlthätige Folge haben, den Fortschritt unserer Verstandes-Evolution abzukürzen, indem sie uns die überschrittenen Formen des Aberglaubens vergangener Zeiten vor Augen führt, und sie eben dadurch in unseren Köpfen vernichtet.

Das ist eben die grosse soziale Funktion der Erziehung und des Unterrichts, der neuen Generation alle modernen Errungenschaften der Civilisation zu überliefern ohne die Schlacken, ohne die Rückstände, so dass die Jugend eine Entwicklung, zu der die Arbeit von tausenden von Jahrhunderten nothwendig war, in wenig Jahren durchläuft, und folglich neue Eroberungen erleichtert werden.

Zu diesem Zweck werden wir in unserer historischen Darstellung zeigen, welches von Anfang an bis auf unsere Tage die verschieden von der Psychologie aufgestellten Probleme waren, in welcher Weise sie eins nach dem andern aufgefasst und zum Theil erklärt wurden, wie sie sich endlich in diesem Augenblick uns darbieten.

Uebrigens giebt es keine bessere Vorbereitung, um uns mit dem Gedanken vertraut zu machen, dass die Doktrinen sich eine aus der andern entwickeln, gerade so wie alles andere in der Gesellschaft, und dass in den Wissenschaften und in ihrer Philosophie kein Reum mehr ist für metaphysische Prinzipien, die nur deshalb ewig und undiskutirbar erscheinen, weil sie unbeweisbar sind.

I. Hypothese von zwei Substanzen: Dualismus.

A. Die zwei Substanzen sind beide materiell.

Dies ist, sagten wir, die herrschende Anschauung der primitiven Völker und niederen Racen. Die Schriften von Mac-Lennan, J. Lubbock, Tylor wimmeln von Beweisen in dieser Hinsicht.

Aus den beobachteten Thatsachen erhellt, dass die Anschauungen der primitiven Völker über das physische und psychische Leben im Allgemeinen animistisch sind.

Die Probleme, die in dieser Hinsicht die niederen Völkerschaften beschäftigen, sind die folgenden:

Worin besteht der Unterschied zwischen einem lebendigen Körper und einem Leichnam, zwischen einem Individuum im Wachen und im Schlaf, zwischen einem Individuum, das Bewusstsein hat, oder das, wie bei der Ohnmacht, sein Bewusstsein verloren hat? Wie kann man ganz allgemein den Unterschied erklären zwischen dem, was sich bewegt, und dem, was unbeweglich ist, zwischen dem, was lebt, und dem, was unbelebt ist? Welches ist die Erklärung für das, was wir heute Träume, Visionen, Hallucinationen etc. nennen?

In all diesen Fällen schien den primitiven und niederen Völkerschaften die Erklärung gegeben durch die Annahme einer Verdoppelung des Ich, eines zweiten Ich, welches, so lange es mit dem Körper vereint war, ihn belebte. Wenn dagegen dieses zweite Ich seinen Platz wechselte und sich aus dem Körper entfernte, so war dieser

unbelebt, und das zweite Ich konnte zu anderen Beschäftigungen schweifen und folglich auch dem Körper erscheinen; es ist wie sein Schatten, sein Schein, ein ihm gleichendes Abbild; es kann auch anderen erscheinen, trotz Entfernungen und Hindernissen.

Dies sind die ersten Wurzeln des Glaubens an die Auferstehung; hatte man nicht Körper gesehen, die wieder zu sich kamen, sich wieder erhoben nach einer Ohnmacht? Ebenso erklärt sich hiermit der Glaube an die Besessenheit. Nicht nur das zweite Ich eines bösen Menschen konnte sich bei anderen einnisten, sondern auch das eines Thieres, und nicht nur das eines Lebenden, sondern das noch furchtbarere eines Toten.

So wurde diese zweite Substanz das Prinzip aller Thätigkeit, des organischen, physischen, moralischen Lebens. Sie war die bewegende Kraft.

Daher eine allgemeine Vermengung des Belebten und des Unbelebten, des Organischen und des Unorganischen. Keine Unterscheidung zwischen Menschen, Thieren, Pflanzen; alle haben ihr zweites Ich, ihre Seele. Daher stammt auch sicherlich der Glaube an die Seelenwanderung, daher die Anbetung der Bäume. Ebenso hatten die unbelebten Gegenstände ihr zweites Ich; daher die Anbetung der grossen und kleinen Naturkräfte, der Sterne, der Berge, der Flüsse, der Felsen, der Steine und selbst der Werkzeuge aus Holz und Stein.

Daher in der Folge die Personifizierung und Vergötterung der Natur selbst, die auch nicht anders ist, als ein besonderer Fall von Animismus.

Die Wörter, die ursprünglich zur Bezeichnung der Seele gedient haben, drücken die Natur dieses Glaubens an zwei Substanzen, die beide materiell und ebensowohl im Stande sind, sich zu trennen, wie sich zu vereinigen, von denen aber die eine speziell das aktive und bewegende Element repräsentirt, sehr gut aus.

Schatten erklärte annehmbahr den Unterschied der Substanz und die Gleichheit der Form; der Schatten löste sich vom Körper ab, war sichtbar oder wurde unsichtbar, sei es, dass er in ihn zurückkehrte, sei es, dass er sich vollständig von ihm entfernte.

Herz erklärte die Beziehungen zwischen den Schlägen dieses Organs und dem Leben, ebenso das Blut.

Die Worte Athem, Hauch, *ψυχή*, *πνεῦμα*, animus, spiritus hatten den gleichen Ursprung und erklären sich ebenso.

Ebenso erblickte man Beziehungen zwischen dem Leben und der Pupille des Auges; man hatte den Unterschied zwischen dem gesunden, kranken und toten Auge beobachtet. Daher der Ausdruck „die Augen zumachen“.

Zusammengefasst also: Die Hypothese der Primitiven war ein doppelter Materialismus mit einer Tendenz zur materiellen Verfeinerung des vitalen, psychischen regierenden Elements.

Aber dies war schon das Resultat einer Entwicklung. Auf einer ganz niederen Stufe, in den rudimentären Gesellschaften, deren Leben noch fast nur der Ernährung gewidmet ist, waren die zwei elementaren Substanzen gleich grob. Das vitale Prinzip waren zum Beispiel die Eingeweide: „Spanische Missionäre hatten versucht, diese unglücklichen Indianer (Apachen) zu bekehren, haben aber darauf verzichten müssen aus demselben Grunde, der die gleichen Versuche bei den Tasmaniern scheitern liess, als diese noch existirten. Die Unterweisung richtete sich an beschränkte Intelligenzen, die noch nicht die Fähigkeit der Abstraktion besaßen, welche bei uns durch eine lange Kultur entwickelt ist. Man stelle sich die Verlegenheit solch eines guten

Apostels vor, der die Lehre von der Auferstehung vortragen muss in einer Sprache in der die Seele noch keinen andern Ausdruck besitzt, als das Wort „Darm“! Um diesen Wilden verständlich zu machen, dass sie eine „unsterbliche Seele“ besitzen, musste er ihnen auseinandersetzen, dass sie in ihrem Bauche „ein Stück Darm hätten, das nicht verfault.“*)

Diese Anschauung von zwei gleicherweise materiellen Substanzen, sagten wir, herrscht ebenfalls bei den älteren griechischen Philosophen.

Bemerken wir zunächst, dass alle vorher angeführten Ausdrücke, wie sie bei den Primitiven in Gebrauch sind, sich auch bei Homer wiederfinden.

Die ersten Philosophen übernehmen sie zum Theil; sie sind im allgemeinen doppelt materialistisch.

Jedoch wird die Unterscheidung zwischen der Substanz der Seele und der des Körpers nach und nach immer deutlicher. Die Seele ist materiell, aber man giebt bereits zu, dass sie sich aus den zwei höheren, subtilsten Elementen zusammensetzt, aus der Luft und dem Feuer.

Dem fügte später Aristoteles, indem er die Materie immer mehr und mehr verfeinerte, den Aether hinzu als fünftes Element oder fünfte Wesenheit (essentia), Quintessenz.

Aus Luft, Feuer und Aether bestehen die Himmelskörper, die Götter und die Seelen; sie sind subtiler, weniger greifbar.

Folglich: gerade so wie die Primitiven, welche die Geister der Vorfahren anbeteten, und diejenigen, welche die Naturkörper belebten — Geister, die durch Deduktion ebenfalls den Vorfahren und insbesondere den Häuptlingen der Vorfahren angehörten — gerade so stellt auch die Philosophie die Substanz der Seele derjenigen der Gottheiten gleich.

Diese Entwicklung stand im Verhältniss mit der Entwicklung der Naturwissenschaften, welche allmählich die verschiedenen Natur-Elemente classirt und einen Theil ihrer Eigenschaften erkannt hatten.

Der Dualismus hatte sich somit schärfer ausgebildet; jedoch, obschon immer noch materiell bleibend, verfeinerte sich das zweite Element mehr und mehr.

Weder die Primitiven, noch die alten griechischen Philosophen glaubten überdies an die Existenz einer vom Körper vollständig getrennten Seele. Was die Unsterblichkeit der Seele betrifft, so erscheint sie bei ihnen nur unter der Form der Wanderung in andere und zwar ebenfalls physische und lebendige Körper.

Die Idee der Fortexistenz der Seele nach dem Tode ist älter, als die Idee einer Vorexistenz derselben vor der Geburt. Man glaubte an ein Reich der Schatten und an die Seelenwanderung, lange bevor die Idee der Vorexistenz der Seelen bei Plato erscheint. Der Glaube an die Unsterblichkeit, welche Vorexistenz und Nachexistenz in sich schliesst, ist also jüngeren Ursprungs.

Es ist selbstverständlich, dass das Fortleben der Seelen für die Alten rein individuell war; es bezog sich nicht auf die Gattung oder auf die Gesamtheit, wie der moderne Begriff der Vererbung.

Eine kurze Prüfung der Lehren der ältesten griechischen Philosophen wird zeigen, dass ihre Auffassung der Beziehungen von Geist und Körper doppelt materialistisch waren.

Nach Heraclit (um 500 vor Chr.) war die sehr subtile und sehr bewegliche

*) Elsäe Reclus, Les Primitifs, p. 156—157. 3^{ne} ed. 1885.

Seele ebenfalls dem durch das ganze Weltall herrschenden Prinzip der Veränderung unterworfen. Ihre Subtilität und Beweglichkeit erlaubten ihr natürlich, sich an alles anzupassen, alles zu durchdringen und folglich alles zu kennen.

Empedocles gilt für den Urheber der Lehre von den vier Elementen; für ihn sind Liebe und Hass die Prinzipien aller Bewegung, die Liebe einigt die Elemente, der Hass trennt sie. Die Seele ist aus den Elementen zusammengesetzt, wie die Natur, und wie die gleichen Elemente der Natur sich gegenseitig durchdringen und kennen, so kann jedes der Elemente der Seele jedes der gleichen Elemente des Weltalls durchdringen und kennen.

In der That ist das, was diese Philosophie zu gründen sucht, eine Theorie des Bewusstseins, basirt auf der Natur und den Beziehungen zwischen Körper und Geist.

Für Anaxagoras (500—428 v. Chr.) ist der *νοῦς* oder Geist die grosse oberste Bewegkraft der Welt. Während alle materiellen Körper Mischungen sind aus allen einfachen Elementen, ist der *νοῦς* das reine Element ohne Mischung. Jedoch, ist er darum Spiritualist? Keineswegs, wenn schon er daran grenzt. Sein reines Element ohne Beimischung ist immer noch Materie, nur leichter und subtiler, viel leichter und subtiler als Luft und Feuer; diese Materie besitzt die grösste Energie, während sie selbst unbeeinflusst bleibt von Seiten der anderen Elemente, deshalb ist sie fähig zu wissen und zu handeln; sie ist die Quelle aller Veränderung, die Quelle des Lebens.

Diogenes von Apollonia ist sein Zeitgenosse; bei ihm ist die Unterscheidung zwischen Geist und Körper weniger scharf ausgeprägt. Die Luft ist das Element, woraus die Seele besteht; diese ist daher beweglich, und im Stande alles zu durchdringen und zu wissen.

Nach Democrit (470—369) sind Feuer und Seele in gleicher Weise aus sphärischen Atomen zusammengesetzt; sie sind niemals in Ruhe, sie sind die Quelle aller Bewegung, folglich auch der Intelligenz.

Nach Pythagoras endlich (584—504) ist die Seele eine Zahl, eine Harmonie, wie das ganze Universum. Einige seiner Schüler jedoch nahmen an, sie sei aus sehr feinen Teilchen zusammengesetzt, die in der Luft in einem Zustand beständiger Bewegung verbreitet und fähig wären, alles zu durchdringen.

Die Anschauungen der primitiven Völker und die Theorien der ältesten griechischen Philosophen über die Beziehungen zwischen Geist und Körper sind also doppelt materialistisch; jedoch treten allmählich, besonders bei den griechischen Philosophen, zwei verschiedene Tendenzen in die Erscheinung, die allerdings mit einander vereinbar und sogar aus einander abgeleitet sind, nämlich:

1. Die Tendenz, die Seele als subtil, ätherisch und ganz fein zu betrachten, im Gegensatz zur sinnlichen Grobheit der festen Materie.

2. Die Tendenz, die Seele als das aktive Prinzip der Natur zu betrachten, das selbst mit Bewegung ausgestattet, die Bewegung der materiellen Dinge und folglich auch des Menschen erzeugt.

Endlich schliesst man aus der Subtilität der Seele auf ihr Vermögen, alles zu durchdringen, und aus diesem Vermögen versucht man eine Theorie des Bewusstseins zu konstruieren.

B. Von den zwei Substanzen ist die eine materiell, die andere immateriell.

Diese Hypothese beginnt bei Plato und besonders bei Aristoteles sich zu befestigen, und bildet sich aus nach den ältesten Kirchenvätern, welche sich anfänglich der doppelt materialistischen Auffassung anschlossen.

Plato's Theorie (427—347 v. Chr.).

Seine Anschauung gründet sich auf die Lehre von den Ideen oder Formen; diese bestehen durch sich selbst, sie sind ewig und also auch älter als das Weltall (der Kosmos).

Die Entstehung des Kosmos ist die Wirkung zweier Faktoren:

1. der Ideen,
2. eines ewigen Chaos, d. h. einer unbestimmten Materie, in einem Zustand wirrer und unregelmässiger Bewegung befindlich.

Ein göttlicher Baumeister oder Demiurg hat angesichts der Ideen die Welt nach deren Ebenbilde geschaffen, in so weit die wahrnehmbaren Gegenstände jene Vorbilder wiedergeben können.

Der Demiurg musste also gegen eine vorher bestehende Macht, die Nothwendigkeit, dargestellt durch die unzusammenhängenden Bewegungen des ursprünglichen Chaos, ankämpfen; es ist ihm nur theilweise gelungen, diese Nothwendigkeit zu bewältigen und sie zu zwingen, dem Kosmos, d. h. der Ordnung, den Platz zu räumen. Im Kampf gegen dieses Hinderniss, die Nothwendigkeit, arbeitet der Demiurg an der Erbauung des Weltalls.

So giebt es also nach der platonischen Theorie ein bewegendes, ordnendes und leitendes Prinzip ausserhalb und über der Natur, und dieses Prinzip arbeitet wie ein Baumeister nach einem Plan, den es beständig vor Augen hat, nach den Ideen, welche absolute Vorbilder der Vollkommenheit und Schönheit, aber gerade deshalb nur unvollkommen realisirbar sind.

In seiner Gesamtheit ist der Kosmos ein belebtes Wesen von ungeheurer Ausdehnung, errichtet nach dem Muster der Idee des Thieres, *ἄνθρωπος*.

Diese grossartige Anschauung stammt offenbar in gerader Linie von dem ursprünglichen, groben Glauben ab, wonach jeder Gegenstand sein Doppelwesen hat, dessen Gegenwart ihn belebt und dessen Fehlen ihn leblos macht.

(Schluss im Dezember-Heft.)

„Freie Universitäten“ und „Volks-Universitäten“ in Deutschland.

Ein Wort zur Verständigung.

Von Wilhelm Bölsche in Zürich.

IV.

Zu Beginn meines Aufsatzes habe ich erwähnt, dass eine ganze Menge Menschen, mit denen ich über Volks-Universitäten sprach oder die ich öffentlich darüber reden hörte, durchaus dabei nur an eine Universität für „Arbeiter“ dachten. Und wer will leugnen, dass auch hier ein grosser, fruchtbarer Boden anhebt für die Wirksamkeit irgend welcher den „Freien Universitäten“ anzugliedernder Bildungsinstitute.

Bloss, dass alle praktischen Voraussetzungen hier so vollständig andere sind, als bei den bisher betrachteten Versuchen, dass die schärfste Sonderung nothwendig wird. Es bleibt als Vergleichungspunkt, als Reifen gewissermaassen, der auch hier umgreift und das Sonderinstitut, im grossen Ganzen hält, die Absonderung von der offiziellen Universität, die freiheitliche Grundlage, die in erster Linie jede Staatshilfe und staatliche Einmischung hinsichtlich ihrer positiven Seite ablehnt. Es bleibt das Prinzip, das aus Bedürfnissen, die in dieser Form und Stärke unbedingt neu sind, mit vollem Recht ein Neues schaffen will und es abweist, sich in die alten Schläuche historischer Traditionen und Institutionsschablonen einpressen zu lassen. Aber darüber hinaus ist auch alles wieder ganz individuell anders, und wir müssen uns hüten, für die „Freie Universität“ als solche wiederum schon eine starre Schablone zu erfinden, die das Individuelle in ihr auf dem Papier vergewaltigt, noch ehe sie in der Praxis da ist.

Ich habe Leute aus unseren besten Bildungskreisen eifrig über die Art disputiren hören, wie Arbeiter-Universitäten geschaffen werden könnten. Da sind riesige Volksmassen, hiess es, die andrängen und Bildung heischen. Unbedingt muss etwas geschehen. Wir sind verpflichtet, einzugreifen, zu helfen. Das Beste muss geöffnet werden. Die Arbeiter-Universität muss den edelsten Extrakt der anderen Universität übermitteln, das Beste ist hier gerade gut genug, denn die „Volksseele“ ist es, die uns anruft, der wir emporhelfen sollen in ihrem heiligen Prometheusdrang. Das klang gross und war meist auch wirklich höchst ehrenwerth gedacht. Aber sobald die Debatte etwas im Gange war, erlahmte das Feuer bezeichnend schnell. Die Arbeiter kommen ja so gut wie ganz ohne Vorbildung, wurde eingewandt. In welcher Form sollen wir solchem Publikum das Beste, das Höchste übermitteln? Ja, das geht eben nicht, hiess es; der Arbeiter muss sich dann erst gewisse Vorkenntnisse aneignen; das muss er „aus sich selbst heraus“ thun, wir können ihm da nicht auch noch helfen. Der Arbeiter hat ja beinahe gar keine Zeit, hiess es von anderer Seite. Ja, dann muss er sich eben Zeit schaffen — soviel Achtung vor der Bildung und vor uns, die wir ihm Bildung geben wollen, wird er doch wohl haben. Oder: die Arbeiter, die in Frage kommen, sind überwiegend Sozialdemokraten. Nun, hiess es, das müssen sie sich bei uns ganz abgewöhnen; mit Politik dürfen wir nichts zu schaffen haben, Parteidinge von dort her dürfen bei uns niemals irgendwie berücksichtigt werden. Und so ging es weiter.

Kein Wunder, wenn ein wirklicher Arbeiter, der solcher Verhandlung beiwohnte, in die vollkommene Leere sah. Man konstruirte sich zuerst einen Ideal-Arbeiter, dem zu helfen als Ehrensache galt. Sobald dann die wichtigsten Punkte aus dem wirklichen Arbeiterleben von heute zur Sprache kamen, meinte man, es genüge, wenn man sie einfach herunterschlägt wie die Beine des Opfers im Prokrustesbett. Auf solchem Wege kommt man natürlich niemals zu irgend einem brauchbaren Ziel.

Wenn wir ein grosses, freies Bildungsinstitut für Arbeiter aufmachen, so müssen wir von vornherein damit rechnen, dass Leute kommen, die von Jugend an in einen so harten Existenzkampf geworfen

sind, dass sie keine Zeit zu irgend einer soliden Vorbildung finden konnten; der moderne Arbeiter in seiner typischen Gestalt ist kein Berufsmensch in dem Sinne, wie unsere höheren Klassen das Wort gebrauchen, er ist das Zwangsprodukt einer verzweifelten sozialen Verwicklung; wenn er sich Vorbildung hätte erwerben können, so hätte er eben von Anfang an einem anderen sozialen Milieu angehört und wäre gar kein „Arbeiter“ geworden. Wir müssen ebenso unseren ganzen Bau darauf zurichten, dass Leute uns suchen, die durchweg nur ein ausserordentlich geringes Maass Zeit besitzen, das sie Bildungszwecken widmen können. Nichts ist ehrenwerther und spricht mehr für die grosse Kraft und Lebensfähigkeit, die in weiten Kreisen unserer Arbeiterschaft dauernd und trotz aller Nothlage stecken, als die Fähigkeit, mit der diese wenigen Momente, meist späte Abendstunden, faktisch noch für geistige Zwecke verwerthet werden und also auch im gegebenen Fall den Zwecken einer Arbeiter-Universität zur Verfügung gestellt werden könnten. Aber dabei bleibt die Zeit an sich immer eine minimale. Und ein beträchtlicher Theil geht von dieser Zeit nothwendig noch ab für politische Zwecke. Das berührt schon jenes dritte Argument. Ebenso unsinnig, wie es ist, wenn man vom Arbeiter im doktrinären Prokrustesbett den Mangel an Vorbildung als Bagatellsache abziehen will, ebenso unsinnig ist es, seine politische Stellung und Antheilnahme einfach ignoriren zu wollen. Der politische Kampf des modernen Arbeiters gehört einfach hinein in seinen Brotkampf, seinen Existenzkampf. Wenn er Abends in eine Wahlversammlung geht, so zählt diese Zeit, obwohl sie scheinbar seiner „freien“ Zeit abgezogen wird, eigentlich direkt noch zu seiner Arbeitszeit, wenn sie auch vielleicht den angenehmsten Theil seiner Existenzarbeit darstellt. Es ist der vollkommenste Unsinn, wenn etwa ein wohlmeinder Verfechter der Volks-Universität uns sagt: Der Arbeiter hat Zeit genug, um sich Bildungszwecken hinzugeben, wenn er blos aufhören wollte, in politische Versammlungen zu laufen. Das ist, wie in dem alten Satz: Der im sozialen Nothstand Verhungernde hat Brot genug, wenn er sich blos die leidige Gewohnheit des Essens abgewöhnen will. Nein! Zunächst hat der Arbeiter überhaupt nur ein Minimum Zeit. Und von diesem muss noch Alles abgerechnet werden, was für politische Agitation nöthig ist — erst dann fängt an, was für eigentliche „Bildung“ disponibel ist. Man kann einen Schrecken bekommen, wie wenig das ist. Aber wir gehen eben vom modernen Arbeiter aus, dessen zwangsweise Lebenseintheilung wahrhaftig kein Ideal menschenwürdigen und erfreulichen Daseins darstellt.

Einmal den Arbeiter als Objekt unserer Debatte zugestanden, müssen wir eben mit all' diesem Misslichen rechnen — da hilft kein Beten, wie Falstaff sagt. Die Sache geht aber noch viel weiter. Der Stamm von Arbeitern, der für Volks-Universitäten eigentlich in Frage kommt, beschäftigt sich nicht nur überhaupt mit Politik, sondern er steht faktisch auf sozialistischem Boden. Die grosse Mehrzahl werden von Anfang an ausgesprochene Sozialdemokraten sein. Nun hat man gut reden, eine freie Bildungs-Anstalt habe sich darum nicht zu kümmern. Wir wollen

einmal vom engsten Sinne der politischen Partei absehen. Selbst hier ist die Trennung geschichtlich beispielsweise nicht zu rechtfertigen. Die Antheilnahme am sozialdemokratischen Parteileben ist für die Erweckung allgemeinen Bildungsdranges in den Arbeiterkreisen von einer eminenten Wirkung gewesen und so greift geschichtlich die Möglichkeit, heute überhaupt eine Volks-Universität zu begründen, aufs tiefste dort ein. Aber ganz davon abgesehen: es giebt noch etwas anderes, als die politische Partei der Sozialdemokraten: es giebt eine allgemeine sozialistische Weltanschauung. Und ich möchte wohl wissen, wie man eine Arbeiter-Universität heute gründen sollte, ohne von vorn herein mit einem sozialistischen Hauch aus dieser Ecke her zu rechnen. Ich veröffentliche diese Zeilen in einem Blatte, das sich die Pflege und Schilderung sozialistischer Regungen in den Kreisen unserer offiziellen Universität zur Aufgabe setzt. Und wir lesen, dass solche Regungen da sind und wachsen. Selbst dort! Was kann aber für eine Arbeiter-Universität heute das Wörtchen „frei“ anders bedeuten, als dass sie nach dieser Seite hin Thür und Thor öffnet. Und wir werden dabei niemals in der Praxis darüber hinauskommen, dass der Wunsch und die bestimmt gespannte Antheilnahme der Hörerschaft gerade in einem gesund eingerichteten Bildungs-Institut einen gewissen bestimmenden Zug in ihrem Gesamtbilde geben und alles, was sie leistet, irgendwie in den Bann ihrer Ideen bringen, wobei man das Wort „sozialistisch“ natürlich so weit fassen mag, wie irgend möglich ist. Mit Willkür ändern können wir da nichts. Entweder wir hören überhaupt auf, am grünen Tisch wohlmeinende Reden über Arbeiter-Universitäten zu führen und beschäftigen uns lieber mit Akademien für Schachspieler oder Radfahrer — oder wir erkennen an, dass zum modernen bildungsfähigen Arbeiter die Durchfärbung mit sozialistischen Ideen einfach als Typusmerkmal gehört und dass unsere Universität hier mit einer Grundthat-sache zu rechnen hat, genau so wie hinsichtlich der Thatsachen, dass der Arbeiter geringe Vorbildung und nur ein Minimum disponibler Zeit hat.

Es erhellt schon aus den paar Punkten, die doch nur ein paar unter vielen sind, welch ausgesprochen individuelles Gesicht eine Arbeiter-Universität unter den „Freien Universitäten“ erhalte. Die Arbeiter-Universität wäre kein Institut, bei dem sich immer wieder Generationen junger Leute ansammeln, um ein paar Jahre ihre ganze oder wenigstens ihre beste Zeit ausschliesslich dem Institut zu widmen. Sie müsste sich der Sachlage entsprechend mit ganz anderer Schwierigkeit hineinschieben in die Existenz von Leuten, auf deren Alter an sich nichts ankommt, die aber jedenfalls, ob jung ob alt, alle schon in eine feste Lebenssituation eingepresst sind. Während alle die andern denkbaren Formen freier Universitäten damit rechnen, dass sie „aufgesucht“ werden, müsste in gewissem Sinne diese Universität ihr Publikum selbst aufsuchen, — wenigstens in dem Sinne, dass sie sich seiner als fest anzuerkennenden Lebensführung nach allen Kräften anpasse. Arbeiter können nicht ihre Arbeit verlassen und eine „Universität beziehen“. Die Universität muss, wenn sie helfen soll, zu ihnen kommen, sie muss ihre Kurse möglichst zwanglos in jene „Arbeit“ einschieben, indem sie

jede Lücke ausnutzt. Der ganze Schwerpunkt musste auf Abendkurse fallen. Solche Kurse wären nicht in einer Stadt allein abzuhalten, da der Arbeiter ja an seine Arbeitsstätte lokal gebunden ist — es würde ein verzweigtes Netz von Universitäten über alle grösseren und fabrikreichen Städte auszudehnen sein, sobald einmal an einem Fleck die Probe erfolgreich bestanden wäre. Eine wichtige Sache, die auch aus allem sonst für Universitäten gebräuchlichen herausfiele, beträfe die Dauer der Antheilnahme des Einzelnen an diesen Kursen. Hier, wo weder bestimmte, ganz der Sache gewidmete Lehrjahre, noch ein bestimmtes Alter der Lernenden oder gar direkte Berufsvorbereitungen auch nur ganz allgemein in Betracht kommen, könnte es sehr gut eintreten oder sogar Regel werden, dass ein Hörer viele Jahre durch fester Stammgast der Universität bliebe, dass er erst ganz langsam nach und nach von Kurs zu Kurs vordränge und bei Einlegung neuer Vorlesungen immer wieder zurückkehrte. In Anbetracht des Mangels einer Vorbildung wäre zu erwägen, ob die Kurse nicht alle mehr oder minder stufenweise einzurichten wären — von leichten Einführungen für Anfänger bis zu schwierigeren Sachen für Vorgeschriftene; es könnte das dieser Universität eine wenigstens äusserliche Aehnlichkeit mehr mit einem Gymnasium als mit einer offiziellen Hochschule geben; aber ich weiss allerdings nicht, ob diese Aehnlichkeit sehr weit auszudehnen sehr viel Vortheil hätte, und ob es nicht doch rathsamer wäre, bei der Allgemeinheit des Bildungstoffs, der in Frage kommt, auch ein gewisses Allgemeinniveau möglichst zu berücksichtigen und damit das Unzuträgliche der Spaltungen in „Noch nicht Gebildete“, „Halb Gebildete“ etc. zu vermeiden.

Das sind alles Details aus der Aussenseite, der äusseren Organisation. Individuell wie diese Aussenseite müsste aber auch das Innere, der eigentliche Lehrplan sein. Die Arbeiter-Universität hat sich meines Erachtens von vorne herein klar zu machen, dass ihr zwei Klippen drohen, zwei ganz individuelle Klippen, die bei andern Instituten nicht in der Weise zu befürchten sind. Die eine Klippe erwächst zum Theil aus dem Mangel an Vorbildung, jenem oben gekennzeichneten Postulat, verquickt sich aber dann noch mit anderen Dingen. In Kürze ausgedrückt bezeichnet sie die Gefahr, dass die Arbeiter-Universität sich den Arbeiter-Fachschulen zu sehr nähert. Es liegt so nahe, das Bildungsinstitut über die allgemeinen Bildungszwecke hinaus zu einem Förderungsmittel doch auch für Berufszwecke zu machen. Je mehr in Folge der mangelnden Vorbildung der reine Bildungsunterricht genöthigt wird, auf elementare Dinge zurückzugehen, desto näher liegt die Möglichkeit, dass er, fortgerissen von solchen plötzlich sich aufthuenden Nützlichkeitszwecken, hier sich verzettelt und in das Gebiet der einfachen Fachschulen verliert. Ich glaube aber, dass weder den Fachschulen noch der Arbeiter-Hochschule mit solcher Verquickung genützt würde. In unserer reaktionären Zeit würde man allerdings diese Verquickung von gewisser Seite nur zu gern sehen. Gern würde man sich in der Beruhigung sonnen, dass die gefährliche Bildungshochschule statt Weltanschauung und wahren Früchten vom Baum der Erkenntniss bloss

etwas Stenographie oder kaufmännische Buchführung ihren Arbeitern beibrächte. Diese billige Freude sollten wir aber doch möglichst nicht unterstützen, und wenn wir das Wort „Hochschule“ nur immer fest uns vor Augen halten, so ist von selbst die rechte Bahn von dort fort gegeben. Die andere Klippe ist nicht so leicht zu definieren. Sie liegt in der sozialistischen Tendenz, die ich oben ebenfalls als Postulat des ganzen Unternehmens bezeichnet habe. Die Volks-Universität, wie ich sie mir hier denke und wie sie allein in den Rahmen des Begriffs „Freier Universitäten“ mir zu passen scheint, muss sich entschieden hüten, ihren sozialistischen Zug nicht dahin zu übertreiben, dass sie sich in eine Vorbereitungsschule für politische Agitatoren verwandelt. Ich weiss sehr genau, wie verwickelt dieser Punkt ist. Die sozialistische Grundfärbung der ganzen Arbeiter-Universität rundweg zugestanden, bleibt auch klar, dass jeder Versuch, der gemacht wird, das Bildungsniveau der Arbeiter von hier aus heraufzurücken, in Anbetracht des schon vorher und ohnehin vorhandenen politischen Parteistandpunktes der einzelnen Arbeiter in gewissem Sinne auch der Parteiagitation zu Gute kommt. Das wird so sein und es soll auch so sein und wer es ändern will, der muss eben überhaupt heute aufgeben, in freier Betrachtungsform Bildung weiterzugeben. Aber es ist doch von hier noch ein weiter Schritt bis zu der Frage, ob politische Agitation und die direkte praktische Erziehung dazu ein Zweck oder gar der Zweck einer echten, gross gedachten Arbeiter-Hochschule werden könnten. Mir scheint, dass der Begriff „Freie Universität“ an sich schon widerstreitet. Und abgesehen von allem Tendenziösen käme damit ein so enges Ziel in das Ganze, dass die Flügel schon beschnitten wären, ehe der Vogel noch einmal aufgefliegen ist. Wie die Fachschulen ohne jede Behelligung fortbestehen mögen und sollen neben der grossen Arbeiter-Universität, so mögen engere Agitatorschulen der Art von der Partei aus ruhig für sich in Kraft treten. Die Berliner „Arbeiter-Bildungsschule“ war von Beginn an stark auf solche Zwecke (unter Verquickung allerdings auch mit gewissen Fachschulzwecken) zugeschnitten. Dagegen lässt sich an sich gewiss nichts sagen. Aber diese Arbeiter-Bildungsschule ist bei allen vortrefflichen Absichten bisher nicht in die Sphäre einer eigentlichen grossen Volks-Universität heraufgerückt — wobei freilich die ungeheuren Schwierigkeiten einer Pionierarbeit überhaupt abgezogen werden müssen. Jedenfalls müssten wir in einer ganz gross gedachten „Universität“ ganz anders weit greifen und niemals zur Hauptsache machen wollen, was höchstens Begleiterscheinung sein darf.

Jenseits dieser Klippen ist der eigentliche Lehrstoff einer Arbeiter-Universität ziemlich leicht zu übersehen. Eine ausserordentlich breite Rolle müsste Geschichtsunterricht darin spielen, im Sinne freiheitlicher Kulturgeschichte. Auf ihn allein liesse sich die ganze Universität aufbauen: so wichtig, nothwendig und — heute nicht vorhanden ist er! Daneben träte Naturwissenschaft, und als Drittes Aesthetik, Einführung in die Kunst, vor allem die Dichtung. Ich will noch einen Punkt erwähnen. Er trifft diese Arbeiter-Universität ungefähr ebenso wie die früher geschilderte Frauen-Universität. Wir bauen hier Dinge, die in

vollkommen verschrobene Zustände hineinleuchten sollen. Es ist klar, dass die Schwierigkeiten deswegen doppelt und dreifach sind. Wären die modernen Arbeiterverhältnisse „logische“ und nicht im schlimmsten Sinn „historische“, im Banne unglücklicher geschichtlicher Nothwendigkeiten gewordene, so wäre es ganz anders leicht, da zu helfen. So wird eine Arbeiter-Hochschule immer etwas Gekünsteltes, unheimlich Schwebendes in sich tragen. Das lässt sich nicht ändern. Einem Gefesselten, den seine Fesseln nur nach einer Seite schauen lassen, das Rundbild der Welt zu erschliessen, zwingt dazu, dieses Rundbild in verrenkte Projektionen zu pressen. Aber wir dürfen nicht vergessen, um welchen Preis es geschieht.

Ich breche meine Aphorismen über Freie Universitäten hier ab. Die letzten über die Arbeiter-Hochschule sind noch aphoristischer als die anderen; der Stoff ist hier weitschichtiger als je, gleichzeitig ist aber über ihn schon öfter geredet worden, was bei den früheren Vorschlägen zum Theil nicht der Fall war. Möchten die Zeilen wirklich zur „Verständigung“ dienen! Es thut noth, denn die Konfusion schreit zum Himmel, während die Probleme selbst alle Tage aufdringlicher uns entgegenreten und Lösung heischen.

Der Anarchismus, keine Richtung des Sozialismus.

Gegenüber den interessanten Ausführungen des Herrn A. Hamon in Paris in den Nummern 2-4 des „Sozialistischen Akademikers“ über die Frage, ob der Anarchismus als eine Richtung des Sozialismus anzuerkennen sei, möchte ich mir doch noch einige, wie ich glaube, gewichtige Einwendungen erlauben.

Die jüngste Anarchisten-Debatte auf dem Londoner Sozialisten-Kongress hat ja wieder gezeigt, wie verworren die Vorstellungen sogar in den Köpfen namhafter englischer Arbeiterführer wie Tom Mann und Keir Hardie, betreffs des entscheidenden Punktes, nämlich der letzten Ziele beider Richtungen, noch sind, so dass es durchaus nicht überflüssig erscheint, zunächst diese Ziele einmal mit aller Schärfe so zu formuliren, dass sich daraus schon auf den ersten Blick ihr unvereinbarer Gegensatz ergibt. Des Weiteren können dann zweckmässig alle Konsequenzen aus den gegebenen Prämissen gezogen werden, um den Beweis zu liefern, dass beide Richtungen nicht bloss prinzipiell, sondern auch in allen Einzelheiten so vollkommen auseinandergehen, dass ein Zusammentagen und Berathen von Anarchisten und Sozialisten sogar noch aussichtsloser erscheint, als wenn etwa Sozialdemokraten zusammen mit Stöcker oder Richter einen gemeinsamen Parteitag abhalten wollten.

Zunächst wollen wir also die Begriffe von Sozialismus und Anarchismus möglichst unzweideutig formuliren.

Sozialismus im weitesten Sinne bedeutet: Die Produktionsmittel sollen nicht mehr das Privat-Eigenthum Einzelner sein, sondern zum Gemein-Eigenthum des gesammten Volkes gemacht werden.

Die Sozialdemokraten fügen noch hinzu, dass auch die Gütererzeugung und der Güteraustausch durch die klassenlose, demokratisch organisirte Arbeiterschaft (Hand- und Kopfarbeiter) in planmässiger genossenschaftlicher Weise zum gleichen Nutzen Aller geregelt werden sollen.

Anarchismus bedeutet lediglich die konsequenteste Durchführung des Gedankens der absoluten individuellen Freiheit. Das ist die Freiheit, welche zutreffend als allgemeine Raubthierfreiheit charakterisirt worden ist. Es ist die auf die oberste Spitze getriebene, unbeschränkte Freiheit jedes Einzelnen, zu thun und zu lassen was ihm beliebt. Daraus folgt, dass jede Zügellosigkeit gestattet werden muss und alle Leidenschaften und Begierden schrankenlos befriedigt werden dürfen, ja, dass sogar die Freiheit des Verbrechens, z. B. des Mordes, keinen gesellschaftlichen Schranken mehr unterworfen wird. Unter anarchistischen Zuständen wird jedem überlassen zu arbeiten oder nicht, und jeder kann, auch wenn er nie arbeitete, alle Erzeugnisse der Andern ohne Weiteres in seinem Nutzen verwenden. Abgeschafft sind also alle menschlichen Einrichtungen, welche dem Einzelnen Schranken setzen, abgeschafft sind z. B. Eigenthum, Staat, Behörden (selbst die besten Verwaltungsbehörden), Familie, Ehe, Moral, Tugend, Gesetze, überhaupt jede Rechtsordnung, der Rechtszwang, jede Organisation, jede planmässige Regelung der Güter-Erzeugung und -Vertheilung, alle Pflichten, z. B. die Arbeitspflicht, jede Autorität, auch die Autorität des Volkes in der Leitung öffentlicher Angelegenheiten, überhaupt jede Art von Leitung, Verwaltungsthätigkeit oder Begierung. Wir werden den näheren Nachweis der Nothwendigkeit dieser Folgerungen im Laufe unserer Erörterungen führen.

Schon nach den vorstehenden Begriffsbestimmungen wird jedermann sofort die Empfindung haben, dass es sich beim Anarchismus kaum um eine Art des Sozialismus handeln könne. Bei der Begriffsverwirrung der Anarchisten darf es freilich nicht Wunder nehmen, wenn sie sich trotzdem von jeher schlankweg für Sozialisten, ja häufig für die allein echten ausgegeben haben.

In dem Manifest des zweiten anarchistischen Kongresses zu Genf, 12. August 1882, heisst es: „Als Anarchisten, d. h. Leute ohne Regierung bekämpfen wir jeden, der sich irgendwie Gewalt über die Menschen angeeignet hat, den Besitzer, Fabrikanten, jeden Staat, auch den sozialistischen. Jeder Gedanke an Autorität ist uns zuwider, jedes Gesetz ist unser Feind. Unser Ziel ist daher die Vernichtung jedes Staates durch eine revolutionäre Bewegung; alle gesetzlichen Mittel, auch das allgemeine Stimmrecht verabscheuen wir.“

Revolutionär und ungesetzlich ist für diese Herren natürlich dasselbe.

So wenig sie nun Demokraten und wirkliche Revolutionäre sind, so wenig erstreben sie das, was das charakteristische Merkmal jedes Sozialismus bildet, nämlich das gesellschaftliche Eigenthum.

In dem soeben citirten Manifest heisst es freilich auch:

„Wir wollen das gemeinschaftliche Eigenthum erobern und vertheidigen.“

Ja, wenn man die Dinge schon ändern könnte, indem man ihre Namen ändert, dann würden freilich auch die Anarchisten ihrer Versicherung gemäss das gemeinschaftliche Eigenthum erstreben. Indessen, mögen sie auch tausendmal das Gegentheil behaupten, in Wirklichkeit ist ihr Ziel keineswegs das gemeinschaftliche Eigenthum, aus dem einfachen Grunde, weil es nicht sein kann.

Zunächst ist es doch klar, dass alles Eigenthum, sowohl das private wie das gesellschaftliche, jedenfalls ein Rechtsinstitut, ein Rechtsverhältniss, ein Recht ist. Als solches aber setzt es nothwendig eine Rechtsordnung voraus. Jede Rechtsordnung

wird aber vom Anarchismus bekämpft, also nothwendig auch jedes Rechtsinstitut und damit auch jedes Eigenthumsrecht.

Aber auch ganz abgesehen von dem Fehlen dieser unerlässlichen Voraussetzung des Eigenthums steht auch der materielle Inhalt des Eigenthumsbegriffes in dem aller-schärfsten, unlösbarsten Widerspruche zu den Grundforderungen des Anarchismus.

Was ist das charakteristische Merkmal jedes Eigenthums gutes? Doch offenbar sein Gegensatz zum „herrenlosen“ Gut. Mit anderen Worten: Jede Eigenthums-sache setzt einen Herrn voraus, der als Eigner, Eigenthümer, fremde Eingriffe in sein Eigenthumsrecht abzuwehren befugt ist. Demnach würde beim gemeinschaftlichen Eigenthum die Gemeinschaft als „Herrin“ den einzelnen Individuen, wenn sie will, mindestens gewisse bindende Schranken in der Benutzung und Verwerthung der gemeinschaftlichen Güter setzen, im Besonderen die einzelnen an der beliebigen Ein-wirkung und Verfügung über die Gesellschaftssachen zu ihrem blossen Einzel-Vorthail hindern können, etwa wie die sozialdemokratische Gesellschaft die grossen Produktions-mittel der Privatverfügung und Privatbenutzung entziehen wird. Einer solchen ge-sellschaftlichen Befugniss steht aber diametral der Fundamentalsatz des Anarchismus entgegen, dass der Einzelne über der Gesellschaft stehe, von der er überhaupt keine Verhaltensmaassregeln entgegenzunehmen und am allerwenigsten Beschränkungen betreffs materieller Gegenstände zu dulden habe. Der Anarchismus will in keiner Form einen Herrn über irgend etwas anerkennen, auch nicht eine Gesammtheit, der irgend welche Rechte und zwar Eigenthumsrechte gegenüber dem Einzelnen zustehen könnten. Für den wirklichen Anarchisten kann daher in Wahrheit nur das gerade Gegentheil des Eigenthums gutes, nämlich das „herrenlose“ Gut existiren, Eigenthum also weder in privater noch in gesellschaftlicher Form. Es wäre ja ein blosses Spiel mit Worten, ein Missbrauch derselben, welche doch einen Sinn haben und bestimmte Begriffe ausdrücken müssen, wenn man das „herrenlose Gut“ willkür-lich dem Sinn und Sprachgebrauch völlig zuwider gleichwohl als „Eigenthums-Gut“ bezeichnen wollte. An der Sache selbst würde durch diese Namensänderung natürlich nichts geändert. Anarchistisches Gemein-Eigenthum und damit der sogenannte „kom-munistische Anarchismus“ oder „anarchistischer Kommunismus“ erweisen sich demnach zweifellos als ein Widersinn, als eine reine *contradictio in adiecto*. Demnach erübrigt sich schon hier jede weitere Erörterung dieser begrifflichen Ungeheuerlichkeiten. Hierdurch ist gleichzeitig der von Herrn Hamon S. 152 verlangte Beweis geliefert, dass ganz „ohne Herrn“ ein Gesellschaftszustand mit gemeinschaftlichem „Eigen-thum“ ein Ding der Unmöglichkeit ist. Nur das wenigstens begrifflich, wenn auch nicht praktisch, Mögliche, nämlich der individualistische des Eigenthums gänzlich ent-behrende Anarchismus kann daher in Folgendem zum Gegens'ande einer vergleichenden Betrachtung mit dem Sozialismus, und speziell, weil dies am meisten aktuelles Interesse bietet, mit dem demokratischen Sozialismus gemacht werden, und zwar werden wir die Grundverschiedenheit beider Systeme an der Hand ihrer wesentlichsten Gegensätze, in ihrem juristischen und in ihrem wirtschaftlichen Gegensätze, darzulegen suchen.

Mit dem juristischen Gegensätze beginnend fassen wir zunächst das zuletzt Ausgeführte dahin zusammen, dass die sozialistische Gesellschaftsordnung den Eigen-thumsbegriff nicht aufhebt, vielmehr sowohl das Gemein-Eigenthum (an den Produktions-mitteln), als auch das Privat-Eigenthum (an den Genussmitteln) kennt, während da-gegen der Anarchismus überhaupt kein Eigenthums gut (weil keinen Eigner und Herrn), also auch kein Eigenthum, weder in privater noch in gemeinschaftlicher Form, sondern nur das herrenlose Gut resp. den Nicht-Eigenthümer kennt.

Wie wir schon andeuteten, erkennt der Sozialismus selbstverständlich die Nothwendigkeit einer Rechtsordnung an.*) Er richtet sich nur gegen die kapitalistische Unrechts-Ordnung, die er durch eine gerechte, sozialistische Rechts-Ordnung ersetzen will. Stammler hat diesen Gegensatz zuerst hervorgehoben und ihn näher dahin präzisirt, dass der Sozialismus der Rechtsordnung nur einen bestimmten neuen Inhalt geben wolle, wogegen der Anarchismus sich gegen jede Rechtsordnung überhaupt erkläre, weil letztere den Anspruch erhebe zu gebieten, ganz unabhängig von der Zustimmung des Rechtsunterworfenen. Der Anarchismus lasse deshalb die Organisation der Gesellschaft nur durch und unter „Konventionalregeln“ zu, d. h. nur auf Grund der beliebig widerruflichen Einwilligung der Unterstellten. Natürlich ist unter solchen Bedingungen eine wirkliche Organisation, die diesen Namen verdient, nicht denkbar.

Aus dem Vorhergesagten folgt schon, dass der Anarchismus auch jedes Gesetz**) verwirft; er glaubt nicht, dass weise, gemeinnützige Gesetze möglich seien, auch nicht in einer klassenlosen Gesellschaft. Dagegen will der Sozialismus nur die Klassengesetze abschaffen und dafür wahre Volksgesetze einführen.

Ferner will der Sozialismus allerdings den Klassenstaat abschaffen, indem er durch die zum gleichen Nutzen Aller vollzogene Verstaatlichung der Produktionsmittel die Klassenherrschaft und die Klassen selbst abschafft. Der Anarchismus aber will nicht blos den Klassenstaat, sondern jede Verfassung, jedes rechtlich organisirte Gemeinwesen überhaupt aufheben.

Wenn übrigens Engels sagt, dass mit der Verwirklichung des Sozialismus auch die letzte Stunde des Staates geschlagen haben werde, so ist es, um die Tragweite dieser Behauptung keinem Missverständnisse auszusetzen, nothwendig, dass man sich vollständig klar darüber wird, was denn Engels eigentlich unter dem Begriff „Staat“ verstanden wissen wollte. Er identifizirt nun den Staat durchaus nicht etwa schlechthin mit Verfassung oder organisirtem Gemeinwesen, sondern findet das wesentliche Merkmal des Staates ausschliesslich und lediglich in der Existenz einer vom Volke getrennten, unabhängigen öffentlichen Gewalt, d. i. in der Existenz einer Macht, welche „nicht unmittelbar zusammenfällt mit der sich selbst als bewaffnete Macht organisirenden Bevölkerung“, sondern welche aus eigenem Recht ausserhalb des Volkes, gegenüber dem Volke und über dem Volke steht, und deshalb unter Umständen gegen die Mehrheit des Volkes selbst verwendet resp. zu Unterdrückungs- und Ausbeutungszwecken missbraucht werden kann.

Es bedarf nun keiner weiteren Darlegung, dass in einem sozialistischen Gemeinwesen ein solches dem Volke neben- oder übergeordnetes Organ selbstverständlich keinen Platz mehr findet, und folglich von einem Staat im obigen Sinne natürlich keine Rede mehr sein kann. Andererseits zeichnet sich das sozialistische Gemeinwesen, wie wir sahen, sowohl durch eine rechtliche Organisation, als auch überhaupt durch das Bestehen einer Verfassung und Verwaltung aus, ja es besitzt sogar eine Zwangsgewalt gegenüber dem Einzelnen in der Gesamtheit des bewaffneten Volkes selbst.

Die Sozialdemokraten sind, wie schon aus dem Namen hervorgeht, Demokraten, d. i. Anhänger der Volksregierung. Jedem Sozialisten ist der Wille des klassenlosen Volkes***), hingegen jedem Anarchisten sein eigener Wille das höchste Gebot.

*) Rechtsordnung ist der Inbegriff von Vorschriften, durch welche die menschliche Willkür, wenn nöthig zwangsweise, beschränkt wird, also die Grenzen der Freiheit des Einzelnen bestimmt, resp. dem Einzelnen bindende Verpflichtungen auferlegt werden.

**) Gesetz ist ein verfassungsmässig zu Stande gekommener, in Worten ausgedrückter Rechtssatz.

***) Nur in einer klassenlosen Gesellschaft ist die absolute Freiheit der Kritik und die absolute Herrschaft der Oeffentlichkeit durchzusetzen und aufrecht zu erhalten. Diese sind aber wieder die noth-

Die Anarchisten schildern es als eine Tyrannei, die weit schlimmer sei, als die Tyrannei des absolutesten Monarchen, wenn und wo das Volk als Ganzes das Recht für sich in Anspruch nehme, dem Einzelnen in Bezug auf sein äusseres Verhalten bindende Vorschriften zu machen. Die Anarchisten sind eben Monomanen in ihrem Hass gegen die Demokratie. Sie gehen der Einsicht absichtlich aus dem Wege, dass eine Regierung durch das klassenlose Volk nothwendig auch eine Regierung für das Volk sein müsse. Sie übersehen, dass nach jeder Richtung ein fundamentaler Unterschied bestehen muss zwischen der Regierung etwa der heutigen Klassen-Republiken, die wegen der Ungleichheit von Arm und Reich niemals wahre Demokratien sein, also auch keine Volksregierungen, sondern nur Geldsacksregierungen besitzen können, und der Regierung einer sozialistischen klassenlosen Republik, wo auf Grund der Produktion eines Ueberflusses für Alle die Einkommensgleichheit Aller durchgeführt sein kann und wird. Besitzunterschied ist identisch mit Klassenunterschied. Wo also die Klasseninteressen fallen, da sind auch die Besitzinteressen und materiellen Sonderinteressen gefallen, und es bleibt überhaupt kein anderer Gegenstand mehr übrig, zu dessen Gunsten Gesetzgebung und Verwaltung thätig sein könnten, als eben das Wohl des Volkes selbst. Undenkbar, d. h. ebenso undenkbar, wie dass jemand sich selbst ausbeuten und unterdrücken möchte, sind also alle Ausbeutungs- und Unterdrückungs-Einrichtungen und gar eine Tyrannen-Herrschaft, die ein Volk gegen sich selbst ausüben würde. Die Regierung durch das Volk würde sich im Gegentheil in der praktischen Ausführung lediglich als eine blosser Selbstverwaltungs-Thätigkeit erweisen. Die sozialistische Demokratie bedeutet praktisch nur die Demokratie in der Verwaltung, der Anarchismus dagegen bedeutet die völlige Beseitigung jeder Verwaltung.

Wenn man nun auch weiss, dass die sozialistische Gesellschaft sich selbst regiert resp. die gesammte Verwaltung leitet nach Gesetzen, die sie sich selbst gegeben hat, so wird man doch über die Verfassungs-Formen, in denen dies geschehen wird, nur allgemeine Vermuthungen äussern können. Dieselben werden sich bei den verschiedenen Völkern auch ganz gewiss verschieden gestalten. Jedoch dürfte zunächst wohl überall sowohl eine Repräsentativ-Verfassung als auch die direkte Gesetzgebung durch das Volk bestehen. Beispielsweise würde dem Wesen des Sozialismus nicht widersprechen eine aus Proportional-Wahlen hervorgegangene, vielleicht nur auf sehr kurze Fristen gewählte, gesetzgebende und verwaltende Zentral-Vertretung oder Behörde des Volkes, deren Mitglieder nur mit einem imperativen Mandat ausgerüstet, ausserdem ihren Wählern haftbar und verantwortlich und im Uebrigen durch dieselben jederzeit absetzbar sein würden. Als Korrektur und Kontrolle ihrer Thätigkeit wäre noch zu denken die direkte Gesetzgebung durch das Volk vermittels des Referendums (d. i. die Volks-Abstimmung über von der Zentral-Vertretung beschlossene Gesetze und Verwaltungsmaassnahmen) sowie der Initiative (d. i. das Recht einer Anzahl Bürger, Gesetze vorzuschlagen und eine Abstimmung darüber zu fordern). Wahrscheinlich bilden sich jedoch entsprechend den neuen Bedürfnissen völlig neue Verfassungs-Formen aus;

wendige Voraussetzung der wahren Demokratie, d. i. der Majoritätsregierung, deren unentbehrliches, aber auch ausreichendes Korrektiv sie bilden. Das absolute Recht der Majorität kann immer nur unter der Einschränkung gelten, dass sie niemals die absoluteste Freiheit der Kritik anzutasten wagt, widrigenfalls die Minorität eo ipso das Recht der Revolution erhält. Was keine Kritik vertragen kann, ist ja unter aller Kritik und werth, dass es zu Grunde geht. In einer klassenlosen Gesellschaft ist aber, wie gesagt, eine Unterdrückung der Kritik undenkbar, weil, wie noch gezeigt werden wird, kein Interesse für irgend welche Unterdrückungs-Einrichtungen mehr bestehen kann.

nur die Uebergangszeit dürfte jedenfalls an schon vorhandene oder wenigstens bekannte Formen anknüpfen.

Wir kommen nunmehr zu dem zweiten wichtigen Gegensatze von Anarchismus und Sozialismus, dem wirthschaftlichen.

Der demokratische Sozialismus fordert die Uebertragung der gesammten Gütererzeugung und Gütervertheilung auf das klassenlose Gemeinwesen. Der Anarchismus dagegen überlässt die Gütererzeugung und -Vertheilung ausschliesslich der planlosen, unregelmässigen Thätigkeit jedes einzelnen Individuums. Mit andern Worten: die Sozialdemokraten wollen die Produktionsarbeit planvoll organisiren, die Anarchisten dieselbe vollständig und grundsätzlich desorganisiren. Bakunin lehrt ganz folgerichtig: Organisation ist Autorität; Autorität darf nicht sein: also fort mit der Organisation! Und wer je in anarchistischen Versammlungen gewesen ist, weiss, dass dort zwar eine Diskussion, aber keine Beschlussfassung stattfindet. Wie unter solchen Umständen die Regelung irgend einer verwickelteren Angelegenheit z. B. eines Eisenbahnbaues oder -Betriebes möglich sein soll, geschweige die gesammte Organisation eines gewaltigen Gemeinwesens, das wissen die Götter nicht, und natürlich auch nicht die Anarchisten.

Die drei Grundpfeiler der sozialistischen Gemeinwirtschaft sind: eine planmässig geordnete Arbeitstheilung, die Maschinenarbeit und die umfassendste Anwendung des Grossbetriebes.

Sie sind die Grundpfeiler, weil nur durch sie jener Ueberfluss für Alle erst geschaffen werden kann, welcher Noth und Elend für immer von der Erde verbannt und damit die Rechtfertigung für die Beseitigung der heutigen bürgerlichen Wirthschaftsordnung und für die Einführung des Sozialismus bildet. Beiläufig wird bei der Agitation auf dieses Hauptziel des Sozialismus, die Schaffung des Ueberflusses für Alle, stets viel zu wenig Nachdruck gelegt.

Der Anarchist muss nun zunächst sowohl auf die planmässige Arbeitstheilung als auch auf jeden Grossbetrieb verzichten, weil er auf jede bindende Organisation verzichtet. Damit ist aber auch die grosse Maschinenbau-Industrie zur Unmöglichkeit gemacht. Der Anarchist kann also nie und nimmer Ueberfluss für Alle produziren, also niemals Noth und Elend aus der Welt schaffen. Er muss sich dafür lediglich klammern an die zwar selbstständige, aber elende und zwerghafte Handwerkerwerkstatt, an die zwar selbstherrliche, aber isolirte Arbeit des Kleinbetriebes und des Hausbetriebes und des Hausindustriellen, und untrennbar von dieser Kleinproduktion muss er sich, wenn er nicht Andere ausbeuten will, nach wie vor die Aermlichkeit, ja die Noth und eine erdrückende Arbeitslast für Alle gefallen lassen.

In der sozialistischen Wirthschaftsordnung ist natürlich die Gesellschaft der alleinige konkurrenzlose Produzent und der alleinige Händler und Kaufmann (Vermittler, Vertheiler). Sie besitzt also das Industrie-Monopol, das Landwirthschafts-Monopol und das Handels-Monopol. Der Anarchismus dagegen erlaubt jedem Individuum, auf eigene Faust und Rechnung mit allen vorhandenen Produktionsmitteln beliebig zu produziren, und Jeder darf sowohl mit den selbstgeschaffenen Produkten, als auch sogar mit den Produkten Anderer machen, was ihm beliebt, eventuell auch Handel treiben u. s. w. Während also die sozialistische Gesellschaft der alleinige Geschäftsinhaber und Unternehmer ist, existiren in der anarchistischen Weltordnung lediglich Privatbetriebe und Privatunternehmer. In Folge des Wegfalls jeder privaten Lohnarbeit wird die sozialistische Gesellschaft auch der alleinige Unternehmer, während umgekehrt in der anarchistischen an sich Jeder sein eigener Unternehmer sein müsste. Es ist nun aber einer der eigenthümlichen inneren Widersprüche

des Anarchismus, dass seine ungeschmälerete Freiheit es so mit sich bringt, dass man sich auch als Lohnarbeiter verdingen darf, also seine Selbstständigkeit, so lange man will — und man wird dem Stärkeren gegenüber gern oder ungern häufig wolle, namentlich bei der permanenten Hungersnoth Aller! — aufgeben darf. Es ist einleuchtend, dass daraus sehr leicht ein dauerndes und unlösbares Sklaventhum entstehen kann, selbst wo dies ursprünglich gar nicht beabsichtigt war. Während also der Sozialismus gründlich und für immer mit allen privaten Arbeitsherren und Monopolisten aufräumt, schafft zweifellos der Anarchismus nur den geeignetsten Nährboden für Monopolisten, ja geradezu eine Reinkultur von privaten Monopolisten. Der Sozialismus emanzipirt also den Arbeiter ohne jede Einschränkung vom Lohnsystem, der Anarchist beruhigt sich nur bei der Hoffnung, dass die schrankenlose Freiheit, also auch die Freiheit auszubeuten, gleichwohl kein neues Ausbeutungssystem mehr zur Folge haben werde.

Es liessen sich der Gegensätze noch mehr aufweisen. Doch werden die Proben genügen, um gezeigt zu haben, dass Sozialismus und Anarchismus gar nichts, aber auch gar nichts mit einander zu schaffen haben.

A. Kuroff.

Neues Studentenlied.

Von J. Stern in Stuttgart.

Ich bin ein forscher Studio,
Strotzend von Jugendkräften,
Die Lebenslust, die Thatenlust
Schäumt mir in allen Säften.
Wie ist die Brust von Muth geschwellt!
Wie blaut der Himmel, lacht die Welt,
Ein Meer von Pracht und Wonnen.

Wie rosig blüht das Mägdelein,
Wie schmecken süß die Lippen!
Das Herz pocht wie ein Hammerwerk,
Zersprengt mir schier die Rippen.
In meiner Seele Sonnengluth!
Der Gerste Saft, der Traube Blut,
Sie können sie nicht kühlen.

Im schattigen Wald, auf sonniger Flur
Zu schweifen, welche Wonnen!
Erquickung sprudelt reichlich auf
Aus dem Gedankenbronnen.
Wie wird's im Kopf so klar, so hell,
Wenn aus der Wahrheit laut'rem Quell
Zuströmen die Ideen.

Verschimmelten Kathederkram
Lass' ich den Professoren,

Die, schleppend des Ministers Joch,
 Sich das Genie erfroren,
 Und schleifen nach den zünft'gen Zopf
 Und lassen nicht in ihren Kopf
 Verhasste Neu-Gedanken.

Sie sperren sich, sie kreuzen sich
 Vor Marx, Lassalle, Bebel,
 Vor deren Morgensonnenlicht
 Zerfließt der Schule Nebel.
 Ich aber durch das Nebelgrau
 Schwing' mich hinauf zum Aetherblau
 Und schmett're wie die Lerche.

Wacht auf, Kommilitonen, seid
 Nicht Reaktionsphilister!
 Und wisst: Arbeiter und Student
 Sind leibliche Geschwister.
 Er ist geknechtet, wir sind frei:
 Zu enden seine Sklaverei
 Lasst uns gemeinsam kämpfen.

Für Freiheit, Gleichheit, Menschlichkeit!
 Giebt's schön're Ideale?
 Ihr Brüder, reicht die Hand zum Bund,
 Ergreifet die Pokale:
 Der Freiheit, Gleichheit, Menschlichkeit
 Sei unser Leben ganz geweiht!
 Vivat der Sozialismus!

Die Neu-Idealisten.

Von Hugo Ernst Schmidt in Berlin.

Der erbitterte Kampf, der bei uns in den letzten Jahren zwischen den Alten und Jungen um die Kunst tobte, fängt an nachzulassen. Der heftige Streit hat auch da einer ruhigeren Sprache Platz gemacht, wo zuerst Feindschaft fürs Leben geschworen worden war. Man ist bedeutend verträglicher geworden, und da das jüngere Geschlecht nicht nachgegeben hat, scheint es, als ob ein nicht kleiner Sieg schon errungen wäre. Und in der That, langsam aber stetig erobern sich die neuen Anschauungen Boden, und Schritt für Schritt werden die Stützen der alten Richtung zurückgedrängt. Auf allen Gebieten der Malerei erleben wir dasselbe Schauspiel. Der Ruhm Kaulbachs ist schon längst verblichen, und Piloty bietet auch nur geschichtliches Interesse. Am Schlimmsten aber erging es den sogenannten Realisten; sie wurden am Aergsten bedrängt. Ihre kleine, ja kleinliche Anschauung von der Natur und Kunst schlägt uns heut in die Flucht. Es giebt nichts Entsetzlicheres, als die photo-

graphische Genauigkeit und Leblosigkeit, mit der sie stillebenartig menschliche Vorgänge malten. Sie wurden die schlimmsten Feinde der impressionistischen Kunst von Liebermann und Uhde. Während die Photographen-Realisten mit dem erschrecklich nüchternen Abschreiben der Dinge beschäftigt waren und Trivialitäten auf ihre Leinewand breit und deutlich malten, rangen die naturalistischen Impressionisten feinfühlig nach einer poetischen Auffassung der Natur.

Der Impressionismus, der sich aus dem Naturalismus entwickelte — mehr oder weniger empfanden bei uns alle Naturalisten impressionistisch — setzte wieder das Temperament, die Individualität des Künstlers in ihr Recht. Während bei den Realisten das Temperament als ein nun leider einmal vorhandenes Uebel galt, über das man nicht hinweg konnte, und das die „exakte Reproduktion“ der Natur viel mehr hinderte als förderte, legte man jetzt allen Nachdruck auf das Persönliche; und die Auffassung, die Auswahl des Künstlers aus der Natur, sollte entscheiden, was für das Kunstwerk von Bedeutung sei.

So wurde die Impression von der Wirklichkeit der Gegenstand für die künstlerische Darstellung.

Wenn Uhde Bauern malt, die tief versunken den Worten ihres Jesu Christi lauschen, so ist klar, dass hier nicht die vorzüglichste Absicht war, müde, abgearbeitete Bauern und Bäuerinnen gut zu malen, sondern den Stimmungsgehalt der Situation zum Tönen zu bringen; galt es: den lautlosen, sonnendurchglühten Spätsommer-Nachmittag, in dem die Worte Christi mild und eindringlich verhallen, so dass die Männer und Weiber zu ihm, als dem Bringer des Glückes und des Friedens, innig und andächtig aufschauen.

Hierauf aber folgerte man weiter. Man sagte, da es also doch unmöglich sei, die Natur rein unverfälscht wiederzugeben, und überdies auch überflüssig, ein zweites Bild von ihr zu geben, so sei das Wesen der Kunst die „exakte Réproduktion der Natur“ nicht. Im Gegentheil, da nun doch einmal die Persönlichkeit in dem Stoff, den die Natur bot, wählen, ordnen und sichten musste, so käme es schliesslich doch nur auf den Wählenden, auf das Temperament, auf die Eigenart der künstlerischen Individualität an. Das Interesse galt nicht mehr der Natur an sich, sondern dem Bilde, welches sich ein eigenartig veranlagter Geist von ihr machte. Die Hauptsache wurde wieder, dass es dem Künstler gelang, seine Gefühle und seine Vorstellungen in dem Beschauer zu erregen. Wie er das erreichte, ob er seine Empfindungen durch Realitäten auszudrücken strebte, ob er zu phantastischen Dingen griff, blieb ganz gleich. Und was ist denn die Wirklichkeit, kennen wir von ihr etwas anderes als unsere eigenen Vorstellungen? Ist vom künstlerischen Gesichtspunkt ein Traum, den der Maler überzeugend, glaubhaft zu gestalten vermag, nicht ebenso wirklich wie ein dargestelltes Gemüseweib? Und man zitierte Böcklin, Thoma, und Hans von Marrées wurde ausgegraben.

Nun gilt die objektive Wiedergabe der Natur nicht mehr als die erstrebenswertheste Aufgabe der Malerei. Bei dem Naturalismus verweilend, der uns das Plein-air schenkte, über den Impressionismus und Farben-Symbolismus — der reicheres Colorit brachte — hinweg, ist man zum Subjektivismus, zum offenen Individualismus übergegangen. Damit ist der Kunst wieder ihr unbegrenztes Reich zurückerobert worden. Denn jetzt, nachdem die Errungenschaften dieser Jahre uns wie ein Stück Vergangenheit anmuthen, bemerken wir erst, dass nicht nur die neue Kunst, sondern die Kunst überhaupt wieder gewonnen worden ist. Wir sind freier geworden und treten ohne Vorurtheil an jegliche Erscheinung heran. Nun gilt nicht mehr die Richtung, sondern das Talent, die Persönlichkeit alles. Die Kunst ist wieder in ihrem ganzen Umfange, der so weit wie die Welt ist, im Recht, und die Darstellung einer Bauernhütte im Sonnenschein bis hinauf zu den höchsten Problemen menschlichen Geistes wird die Kunst sein,

sofern nur ein künstlerisches Temperament nach Aussprache drängt. Diese Weite des Horizonts ist das Ergebniss der Kämpfe der letzten Jahre. Früher, ich meine zu Zeiten der Herrschaft des Klassizismus, hätte es als Schmach gegolten, Bilder, wie Liebermann, zu malen — und in der That: man wollte selbst von den alten Niederländern nichts wissen — und die Realisten standen Böcklin und Thoma zurückhaltend gegenüber. Erst unseren Tagen war es vorbehalten, mit umfassenderem Blick das nur scheinbar Widerstrebende zu vereinen.

Das Talent ist wieder zu Ehren gelangt, ganz gleich, wie es sich bethätigt. Die Parteien bedenten nichts mehr, nur die Seltenheit der künstlerischen Individualität entscheidet alles. Wir schätzen den Diamant als den edelsten Stein, und die Persönlichkeit, in der sich am vollsten alle Strahlen der Welt brechen, wird uns als die merkwürdigste erscheinen. Nun giebt es weder alt noch neu. Böcklin, der den Jahren nach alt ist und nichts vom „Plein-air“ noch vom Impressionismus wissen konnte, ist doch neu, weil er eigenartig ist. Das Gleiche gilt von Thoma. Sie schöpfen aus ihren eigenen Brunnen, die tief sind; und wie Wasseradern nur in die Tiefen der Brunnen leiten, so münden alle Fäden geistiger Verbindung in die Tiefen ihrer Seelen. Und deshalb sind die starken subjektiven Künstler die Vulkane und das Sprachrohr ihrer Zeit, durch sie erfahren wir von ihr alles, was sie an Sehnsucht und Idealen birgt. Die Realisten gaben den pessimistischen und rationalistischen Anschauungen ihrer Zeit künstlerischen Ausdruck, und es ist klar, dass die Produkte des jetzt heraufkommenden Geschlechtes die Sturmvögel sind, welche eine neue Weltanschauung künden. Sie sind die ersten Zeichen einer freieren hellenischen Auffassung des Lebens und zugleich einer metaphysischen Unergründlichkeit.

Man ist der trockenen Abschreiberei der Natur müde geworden. Man sehnt sich nach Lyrik, nach berauscheden Träumen, nach einem Phantasieleben, das über die Wirklichkeit hinausgeht. Und überall ist fast zu gleicher Zeit die Sehnsucht nach unentdecktem Land erwacht. In Frankreich, wo der Naturalismus am längsten geherrscht hatte, brach sich die neue Richtung am schnellsten Bahn. Dann folgten Whistler und die Schotten, die als Poeten voll Farbenschöne und malerischem Reichthum Europa im Geschwindschritt eroberten. Und last not least ist auch bei uns die Abneigung gegen die sklavische Nachahmung der Natur hervorgetreten, und eine nicht mehr kleine Schaar baut an dem neuen Hause.

Wir erleben so die schöne Erscheinung, welche während aller Kunstblüthen und bei allen Völkern zu beobachten ist, dass zwei verschieden geartete Strömungen — die eine auf der Phantasie, die andere auf der unmittelbaren Naturanschauung ruhend — neben einander hergehen, sich ergänzen, fördern und gleichzeitig anspornen zu der Schöpfung der grossen Kunst, die in der Verschmelzung beider Elemente besteht.

Diese beiden Richtungen werden am klarsten durch zwei Namen durchmenger und Böcklin gekennzeichnet. Es ist ohne Zweifel richtig, wenn man einerseits Menzel und besonders noch Leibl und Liebermann für diejenigen Künstler hält, welche die deutsche Kunst am meisten nach der Richtung der unmittelbaren Naturanschauung hin angeregt haben, und dass andererseits Böcklin das Zeichen ist, in dem der Individualismus oder wie er am liebsten genannt wird, der Neu-Idealismus, steht. Noch kann niemand sagen, was für Früchte diese Bewegung tragen wird. Aber wenn schon der Sommer noch auf sich warten lässt, so ist doch an dem ersten Frühlingswehen zu erkennen, dass diese Gruppe moderner Maler mit allen neu errungenen Mitteln auf den Schultern von Künstlern wie Feuerbach, Böcklin und Thoma weiterbaut. Während Feuerbach, ohne schon die Herrschaft über die technischen Mittel im Sinne moderner Malerei zu besitzen, eine Wiedergeburt der Renaissance erträumte — allerdings

mehr auf der Natur und weniger auf den klassischen Mustern fussend, wie seine klassizistischen Zeitgenossen — während Böcklin, bei eminentem Talent und koloristischem Sinn, klassische Kultur und Kunst mit moderner Romantik verschmolz, sich bald lieblich zart, bald wild dämonisch gab: liess Thoma noch einmal einfach und schlicht, bei vieler Verwandtschaft mit Ludwig Richter und Schwind, fremd allen modernen Errungenschaften mit viel Naturgefühl romantische Poesie aufleben, die in ihrer schlichten Lieblichkeit an Fouqué erinnert.

Von den jüngeren Künstlern, die dieser Strömung angehören, sind hauptsächlich drei hervorgetreten: Max Klinger, Franz Stuck und Ludwig von Hofmann. Denn obwohl Talente wie Exter, Eckmann, Th. Th. Heine, Greiner, Erlor und andere auf diesen Wegen wandeln, so geben sich doch vorläufig nur jene drei in charakteristischen, scharf umrissenen Zügen. Selbst Hofmann scheint noch nicht zur vollkommenen Eigenheit durchgedrungen zu sein, denn so, wie er jetzt noch ist, sind bei der Betrachtung seiner Werke die starken Einflüsse Puvis de Chavannes und der modernsten französischen Symbolisten nicht zu übersehen. Aber immerhin, er ist ein tiefpoetischer Geist voll innigem, zartem Gefühl. Sein Talent umfasst die Lieblichkeit landschaftlicher Eindrücke mit demselben schönheitsdurchwobenem Sinn wie die Weichheit und organische Beweglichkeit der menschlichen Figur. Er ist ein weiblicher Künstler, ein in die Moderne hineingewachsener Schwind, dessen Haupt-eigenschaften Schönheit und Anmuth in jeder Beziehung sind. Ihm ist die Schönheit der Form, der Linie, der Farbe, des Tons gleiches Bedürfniss, wie die stoffliche Schönheit des darzustellenden Gegenstandes. Erhaben, dämonisch ist Hofmann nicht. Ihm fehlt die Ausdrucksfähigkeit für grosse leidenschaftliche Bewegungen, für wuchtige, die Menschenbrust zerreissende Geschehnisse in demselben Grade, wie Stuck die Darstellung der höchsten Lieblichkeit, die Hofmann so überaus schön in einem „Frühling“ glückte, jenem Bilde, auf dem ausblühende, nackte Mädchen auf grüner Wiese am Rande eines Baches im milden Frühlings-Sonnenlicht zu sehen waren. Hierin, in der weiblichen, passiven Art seines Talentcs, liegt der bezeichnendste Unterschied zwischen ihm und Franz Stuck, der ein durchaus männlicher Geist ist.

Dieser wesentlichste Zug ihrer Verschiedenartigkeit wird aber noch hervorgehoben durch entgegengesetzte Anschauungen vom Licht und der Farbe. Während Stuck seiner düsteren, leidenschaftlichen Art entsprechend in der Farbe tief, ernst und streng nach den alten Niederländern hinneigt — wie in seinem bedeutendsten Bilde, der Kreuzigung, deutlich zu sehen — steht Hofmann als Kolorist auf den Schultern der Pleinairisten und Symbolisten und strahlt in heller Heiterkeit und Farbenfreudigkeit. Wenn gesagt wurde, dass Stuck zu den Alten neige, so ist damit nicht gemeint, dass er etwa wie Lenbach durchaus ihre Art einwandfrei übernommen hat. Das ist keineswegs der Fall. Im Gegentheil, seine Malerei giebt sich in allen ihren Aeusserungen durchaus modern und er steht den Errungenschaften impressionistischer Kunst näher als Max Klinger, der als Maler oft hart, gequält ist und durchaus nicht der Sicherheit und dem temperamentvollen Schwunge des Stuck'schen Vortrags gleichkommt. Stuck hat sich in der letzten Zeit überraschend entwickelt. Die wenigen Jahre, welche er in der Oeffentlichkeit steht — er war früher ein seines Handwerks sicherer Zeichner kunstgewerblicher Dinge und machte später flotte humoristische und satirische Illustrationen — trugen ihn im Erfolg als Maler selbst über Klinger hinaus. Um dies zu verstehen, vergleiche man ihre grossen Bilder von der Kreuzigung Christi, und die Verschiedenartigkeit der beiden Künstler ergiebt sich von selbst. Während Stuck's Bild wie ein erschütterndes Finale wirkt, das straff und gedrängt machtvoll in der Gesamtwirkung ist, kann man Klinger's Bild mit einer Sinfonie vergleichen, die über-

reich an Gedankenverbindungen und weit und verzweigt ist, aber ohne Einheit, ohne zusammenhaltende Grundmotive und Töne zersplittert. Klinger ist nicht annähernd im Malerisch-formalen so sicher wie Stuck, bei weitem nicht so schön im Ton und in der Farbe, und doch ist der ganze Klinger, der Radirer, der Bildhauer und Maler, die durchaus interessantere Persönlichkeit. Stuck ist ein viel einfacherer Geist. Gegen die dämonische Natur Klingers und seine abgründige Tiefe gehalten ist er fast noch in einem kindlichen Zustande befangen. Wo er durch die Darstellung von Teufeln und Furien wohl ein Kind „das Gruseln“ lehren kann, da vermag Klinger noch einem Mann Schauer des Grauens über die Haut zu jagen. Klinger ist durch und durch ein moderner Geist. Nervös, vielseitig, chaotisch scheint er der Abglanz des übergrossen Dranges moderner Kultur, ohne Ruhe und Rast ringt er das Gold aus der Tiefe. Er liegt wie seine Zeit in Wehen, leidet unter ihren Erschütterungen und ist ganz und gar nicht ein beruhigender, beseligender Künstler. Der Göttlichkeit Mozart's und Rafael's, die in sich ruhend der Ausdruck einer gewonnenen, positiven Weltanschauung waren, steht Klinger gleich weit entfernt. Er ist ein Kämpfer wie Friedrich Nietzsche einer war; er leidet unter den „Irrungen und Wirrungen“ der Zeit und vermag nur selten sich dem „Menschlichen, Allzumenschlichen“ zu entziehen, wie es Böcklin that, der frei, ungebunden, einsam, fast zeitlos nur ewigen Problemen nachsinnt. Dieser Standpunkt erscheint als der höchste. Er hat etwas Göttliches an sich; er ist übermenschlich. Von hier aus gesehen sind die Zerwürfnisse der Menschen klein und ihr Kampf gering. Sein Tosen dringt in diese Höhen nicht mehr, und die Nothdurft der „Mühseligen und Beladenen“ findet kein Echo in der Höhenluft Böcklin'scher Kunst.

Hier hat der junge Idealismus einen Boden. Es ist klar, man hat den trockenen Rationalismus in der Malerei verlassen, man strebt nach Schönheit, nach Erhabenheit, man will das Antlitz der Ewigkeit schauen. Diese Vergeistigung der Kunst ist überall zum Durchbruch gelangt und hat ihre Basis in einer veränderten Auffassung des Lebens. Man ist der nüchternen, materialistischen Erklärungen müde geworden, man sehnt sich nach dem, was die Wissenschaft nicht zu deuten vermag, nach der Mystik der Seele. Das Verlangen nach ihren Offenbarungen beherrscht allein den Sinn, und man will nur noch ihre Wunder schauen.

Die Aerztin.

Von J. N. Potapenko in Petersburg.

(Schluss.)

Wie prächtig war sie in ihrer Einfachheit, in ihrer unmittelbaren, selbstlosen Unruhe, nicht um sich, sondern um das Leben einer unbekanntenen, von der Strasse kommenden Frau, einer Frau, welche sie zum ersten Male sah! Sie hatte nur nöthig, hinaufzugehen, ihre Leiden und die ihr drohende Gefahr zu sehen, und ihr Leben war ihr theuer wie das Leben eines nahestehenden Menschen; das Leiden allein hatte ihr diese fremde Frau nahe gebracht, sie zu einem der Ihrigen gemacht. Welch' rührende Angst leuchtete aus ihren Augen, Welch' Mitleid zitterte in ihrer Stimme!

Leise knarrte die Thür, und herein kam Maria Petrowna. Ohne ihn zu bemerken, wandte sie sich dem kleinen Zimmer zu. Er betrachtete ihr blasses,

unscheinbares Gesicht und war erstaunt über den bekannten Ausdruck. Es war derselbe Ausdruck, den er kurz vorher auf dem Gesichte Klaudia Michailowna's bemerkt hatte. Sie fühlten in gleicher Weise.

„Maria Petrowna!“ redete er sie an.

Sie schrak zusammen.

„Wie geht's bei Ihnen?“

„Sehr schlecht.“

„Wer ist sie?“

„Ich weiss nicht.“

„Schreibt die Regel nicht vor, nach dem Stand zu fragen?“

„Ja, aber wir kamen nicht dazu.“

„Hat die Entbindung angefangen?“

„Ja.“

„Schwer?“

„Furchtbar.“

Und sie bebte am ganzen Körper bei diesem Worte.

„Sind Sie etwa noch nicht daran gewöhnt, Maria Petrowna?“

„Kann man sich je daran gewöhnen?“

Sie trat in das kleine Zimmer und kam schnell wieder heraus, ein Taschentuch in der Hand, das Klaudia Michailowna wahrscheinlich vergessen hatte. Er fragte sie nichts weiter, und sie entfernte sich eilig. Unwillkürlich erinnerte er sich an einen Fall, der ihm vor zehn Jahren vorgekommen war, als er eben die Uniform des Studenten mit der des Arztes vertauscht hatte.

Er sass im Regimentskrankenhaus im Empfangszimmer. Da rief man ihn nach oben; man hatte einen kleinen Soldaten mit einem kranken Fusse gebracht. Er fing an nachzusehen, der Kranke stöhnte, das Bild war entsetzlich. Jetzt weiss er nicht mehr, wo und wie der kleine Soldat sich die Geschichte geholt — es war in Friedenszeiten. Er erinnert sich aber, dass seine Hände zitterten, und dass sein Herz sich zusammenpresste. Er that, was nöthig war, dann lief er pfeilschnell nach unten, in's Empfangszimmer, wo keine Seele war, und brach in Thränen aus.

Auch an einen andern Fall dachte er, welchen er erst vor drei Tagen gehabt hatte. Man hatte ihn zu einem kranken Kinde gerufen, aber zu spät. Das Kind erstickte. Auch da that er, was er sollte, obgleich er genau wusste, dass es vergeblich war. Dann deutete er den Eltern an, dass alles zu Ende sei. Die Mutter fiel in Ohnmacht, der Vater lehnte das Gesicht gegen die Wand und weinte lautlos, während er ihnen mit strenger Stimme vorwarf, dass sie nachlässig gewesen seien und nicht zur Zeit nach dem Arzte geschickt hätten. Und sein Herz erzitterte nicht. Theoretisch that es ihm um sie und das Kind leid, aber er hatte schon zu viele solcher Scenen in seinem Leben gesehen, als dass sie einen unmittelbaren Eindruck auf ihn machen konnten. Er war weder hart, noch mitleidslos geworden, seine Nerven hatten sich einfach abgestumpft. Und diese Frauen hören seit einigen Jahren täglich das Stöhnen der Gebärenden und haben natürlich Gelegenheit, furchtbare Qualen zu sehen, und jedesmal leiden sie, wie sie zum ersten Male litten. Ihre Nerven sind anders organisirt. Die Uebung macht sie nicht stärker, sondern zarter und sie fühlen nur um so tiefer.

Es schlug eins. War es möglich, dass sie diese ganze Zeit ohne Ab-

lösung bei der Kranken zugebracht hatte? Woher hatte sie soviel Kraft? Und er stellte sich ihr blasses Gesicht vor, mit den streng zusammengezogenen Brauen, mit den tiefen Falten auf der Stirn, auf welcher Schweißstropfen perlt. Ihr Herz wird von Jammer zerrissen, aber mit ihrer weichen, er-muthigenden Stimme beruhigt sie die Kranke und versucht, ihr zuzulächeln: „O, alles wird gut werden. Bald ist's zu Ende, bald!“

Plötzlich wurde er von einer nicht zurückzudrängenden Sehnsucht er-griffen, sie gerade jetzt zu sehen, wo sie ganz in ihrer Arbeit aufging, in der Linderung fremden Leidens, was ihr Gesicht so bleich machte, in der Rettung fremden Lebens, welches für sie schon wie eignes geworden war. War sie schon herrlich, als jede Linie ihres Gesichtes rührende Aufregung athmete, so wird sie ihm, in der Minute höchsten Mitleids, göttlich erscheinen, und er wird ihr zu Füßen fallen wollen. Warum will er ihr zu Füßen fallen? Nicht deshalb, weil er sich vor ihr schämt, sich seiner anmassenden Predigt schämt, auf welche sie ihm so schnell, nicht in Worten, sondern mit ihrem Leben antwortet?

Er ging in's Vorzimmer, sah sich im Vorübergehen nach seinem Ueber-zieher um, der dort hing, zog ihn aber nicht an. In der langen, halbdunkeln Gallerie durchdrang ihn sofort die Feuchtigkeit, und ein kaltes Zittern fuhr durch seinen ganzen Körper.

Er durchschritt sie zur Hälfte. Da er alle Gänge und die Lage der Krankenzimmer des Hauses, welches er manchmal besuchte, kannte, so brauchte er nicht durch die Haupttreppe zu gehen. Er wandte sich nach rechts und stieg die Hintertreppe hinauf.

In dem breiten Korridor brannten in weitem Abstände von einander niedrig heruntergeschraubte Gasflammen. Links, durch die breiten Fenster und die Glastüren erblickte man zwei Reihen Betten, in welchen die un-längst entbundenen Frauen lagen. Sie lagen auf dem Rücken, lang aus-gestreckt, und bis zum Kinn mit weissen Decken bedeckt. Hier und da standen kleine Kinderbettchen. Von rechts ertönte das vielstimmige Geschrei der den Hospitals-Ammen übergebenen Neugeborenen, deren Mütter keine Milch hatten. Zwei Schritte vor ihm wurde die Gestalt einer Wärterin sichtbar, welche stehen blieb, als sie ihn erblickte. Erst drückte sie ihr Erstaunen über das Erscheinen eines nicht zum Hause gehörigen Mannes bei Nachtzeit aus, dann, als sie ihn erkannte, beruhigte sie sich.

„Sie suchen Klaudia Michailowna?“ fragte sie.

Offenbar wussten alle im Krankenhause Dienenden von seiner Freund-schaft mit der Oblonskaja und sprachen entschieden der Himmel weiss was über ihr Verhältniss „Wahrscheinlich haben auch alle übrigen Geschichten aus ihrer Vergangenheit denselben Ursprung,“ dachte Stratanow.

„Ist sie in Nummer 5?“ fragte er.

„Ja . . . sie arbeitet.“

„Ist es noch nicht zu Ende?“

„Vor dem Morgen wird es kaum zu Ende sein.“

„Und sie arbeitet die ganze Zeit selbst?“

„Sie ist schon so Ist Gefahr vorhanden, so geht sie nicht einen Augenblick fort Sie wollen sie heraufrufen? Sie haben sie nöthig?“

„Ja, ich möchte sie sehen.“

„Unmöglich, sie kommt nicht.“

„Auf eine Sekunde?“

„Nicht einmal auf eine Sekunde. Bei so etwas vergisst sie alles. Einmal brachte man auch Nachts eine Depesche, und sie sah sie nicht einmal an, bevor alles zu Ende war.“

„Ist Nummer 5 dort?“

„Gehen Sie den Korridor zu Ende und wenden Sie sich dann nach links. Da werden Sie schon hören . . . Gehen Sie nur nicht hinein, denn das sage ich Ihnen, Klaudia Michailowna wird wild, wenn man sie stört.“

„Ist sie denn schlecht?“

„Ach nein, sie ist gut, aber in allem, was die Kranken anbetrifft, ist sie furchtbar streng . . . Bei der geringsten Unordnung beschwert sie sich.“

Dennoch ging Stratanow in der Richtung weiter, welche die Wärterin ihm bezeichnet hatte. Unwillkürlich bemerkte er die Reinlichkeit in den Zimmern, die frische, gute, desinfizierte Luft, und als Fachmann würdigte er das sofort. Schon drang bis zu ihm dumpfes Stöhnen, das immer deutlicher wurde, je tiefer er in den Korridor hineinschritt. Endlich wurde es so laut, dass er, sich darnach richtend, das Zimmer Nummer 5 auffand. Ein grelles Licht fiel von da auf den Korridor. Er blieb am Fenster stehen und erblickte die Kranke, welche, den Kopf kraftlos auf das Kissen gelehnt dalag. Zwei Frauen, darunter Maria Petrowna, hielten ihre Hände fest. Klaudia Michailowna, mit hoch aufgeschürzten Aermeln, ganz in ihre Arbeit vertieft, beugte sich über sie. Ihre Wangen waren roth vor Anstrengung, und die geschwollenen Lider sprachen von äusserster Müdigkeit. Neben ihr stand, ebenfalls gebückt, Benewolsky. In diesem Augenblick richtete sich der alte Chirurg auf, zog ein Taschentuch hervor und wischte sich das mit Schweiss übergossene, stark geröthete Gesicht. Zufällig gewahrte er Stratanow und seine Augen drückten Zufriedenheit aus. Er verliess die Kranke und näherte sich der halboffenen Thür.

„Sie kommen gerade recht, Kollege . . . Bleiben Sie hier, ich kann nicht mehr . . . Meine Kräfte verlassen mich einfach . . . Sechs Stunden, ohne sich aufzurichten . . . Es ist 3 Uhr, nicht wahr? Kommen Sie!“

Er ergriff Stratanow am Aermel und führte ihn aus dem Korridor in's Zimmer. Dann fügte er hinzu, auf die Frauen zeigend:

„Das sind sie, die schwachen Geschöpfe, was? Mit einem Haken reisst du sie nicht hinweg. Woher ihnen nur die Ausdauer kommt? Ich bin, wie mir scheint, eine eiserne Natur, und kann nicht mehr . . . Das, Freundchen, ist schon nicht mehr physische, sondern moralische Kraft. Wenn sie ein menschliches Leben retten, werden sie Götter. Kommen Sie doch, ich will nur einen Moment rauchen.“

Benewolsky verschwand. Stratanow näherte sich der Kranken. Klaudia Michailowna erblickte ihn und nickte ihm zu.

„Ich löse Ardalion Platonowitsch ab,“ sagte er.

„Halten Sie!“ erwiderte sie fast befehlend und er fühlte sofort, dass sie über ihn zu verfügen habe.

Benewolsky schickte zwei Hebeammen zur Ablösung, welche für

Maria Petrowna und ihre Gehilfen eintraten. Die Arbeit fing an rascher zu gehen. Die Kranke, welche schon keine Kräfte mehr hatte und es augenscheinlich aufgegeben hatte, den Bemühungen der Aerzte zu Hilfe zu kommen, wurde durch den Anblick der neuen Gesichter ermuthigt, und alle begannen, Hoffnung zu hegen. Es kam eben darauf an, und Alle strebten danach, in ihr Aktivität hervorzurufen. Davon hing der Ausgang ab. Durch das auf den Garten hinausgehende Fenster drang das bleiche Licht des anbrechenden Morgens und vermischte sich mit dem Lichte der über dem Kopfende des Krankenbettes angebrachten Gasflamme. Da nahte die glückliche Entscheidung, alle spannten ihre Aufmerksamkeit an. Noch eine Minute, und die Bemühungen der ganzen Nacht waren von Erfolg gekrönt. Klaudia Michailowna erhob den Kopf und athmete erleichtert auf.

„Sie haben uns Glück gebracht,“ sagte sie, sich an Stratanow wendend, und ihre müden Augen lächelten ihm zu.

„Ich möchte Ihre Füße küssen,“ flüsterte er ihr zu. „Ich möchte, dass Sie mich mit Füßen träten.“

„Gehen Sie, Stratanow, wir brauchen Sie nicht mehr!“ rief sie laut. „Gehen Sie in's Empfangszimmer und sagen Sie Benewolsky, dass er schlafen gehen soll. Er beunruhigt sich.“

Stratanow entfernte sich gehorsam und trat in's Empfangszimmer, wo Benewolsky auf und ab ging, um nicht einzuschlafen, eine dicke Cigarrette rauchte und ganze Wolken Rauch in die Luft blies.

„Nun?“ ertönte es fragend, als er Stratanow auf der Schwelle erblickte. „Man hat Sie weggejagt?“

„Nein, ich bin beauftragt, Ihnen zu sagen, Sie möchten schlafen gehen. Es ist glücklich zu Ende.“

„Was? Wirklich? Ach, Sie Glückspilz! Ich verstehe, weshalb Sie eine so grosse Praxis haben. Sie haben Glück. Kaum erscheint er, so ist der Erfolg da. Und ich, ich muss es gestehen, dachte schon, dass Ihre Kunst ohne mich nicht fertig werden würde . . . Das ist schon nicht schön. Na, ich gehe schlafen. Man müsste Klaudia Michailowna jetzt fortjagen, aber das weiss ich schon, sie ist im Stande, jetzt selbst das Kind zu baden. Wissen Sie, das ist eine Art Begeisterung, von der die ergriffen sind!“

Er löschte seine Cigarrette aus und ging nach Nummer 5, nachdem er auf dem Gange Stratanow die Hand geschüttelt hatte. Dieser begab sich auf dem frühern Wege nach unten und stieg dann die zwei Stockwerke auf der hölzernen Treppe hinauf. Die Thür war offen, er trat ein und trank sofort den ihn erwartenden kalten Thee aus.

Dann öffnete er das Fenster. In's Zimmer strömte die frische Morgenluft und beruhigte seine erregten Nerven. Alle Gegenstände in der Stube und auf dem Hofe waren von dem blassrosa Lichte der Morgenröthe gefärbt. Er stand unbeweglich da und schaute auf den Himmel; seine Seele war voller Erwartung. Einige Male sah er sich um und blickte auf die Uhr; die Minuten kamen ihm zu lang vor. Er suchte sie zu verkürzen — ging durch's Zimmer, sah in das kleine Empfangszimmer hinein und schritt weiter — in das kleine Kabinet, dessen Einrichtung aus einem mit Büchern gefüllten Wandschrank, einem Schreibtisch und einem eichenen Sessel

bestand. Vor dem Schranke blieb er stehen. Die oberen Fächer waren mit Zeitschriften und Büchern aus der allgemeinen Literatur besetzt. Da stand Turgenjew mit braunem Rücken, Nekrassow in einem langen Bande, Tolstoi, und etwas höher Reschetnikow, Pomjalowsky und Lewitow. *) „Sie hängt an Traditionen,“ dachte Stratanow, auf die Letzteren blickend. Die unteren Fächer waren mit Fachwerken gefüllt, unter denen er einige bekannte herausfand. An den Wänden hingen Bilder, und auch hier waren die Männer der Wissenschaft, an ihrer Spitze Botkin und Paul Beer mit eigenhändigen Widmungen, streng von denen abgesondert, bei welchen Stratanow an „Traditionen“ dachte.

Auf dem Tische lagen medizinische Zeitschriften, offen, mit Bleistift-Anmerkungen auf der nicht zu Ende gelesenen Seite, und ein Bändchen Novellen von Tschechow mit dem Papiermesser in der Mitte. Stratanow war noch nie in diesem Zimmer gewesen. Da er Klaudia Michailowna nur in Gesellschaft, auf Spaziergängen, unter Geschwätz und Gelächter, oder bei Kranken begegnet war, zählte er sie zu der Masse der Kollegen, welche mit den in der Schule erworbenen Kenntnissen leben und von den Fortschritten der Wissenschaft nur zufällig erfahren. Er hatte sogar nicht geglaubt, dass sie Zeit hätte, sich mit Fachzeitschriften, geschweige denn mit allgemeiner Literatur zu beschäftigen. Aber augenscheinlich hatte dieser „lebensvolle Mensch“, wie Benewolsky sie nannte, zu allem Zeit.

Als er anfang, die Nippsachen genau zu betrachten, welche auf dem Tische standen, öffneten sich plötzlich seine Augen weit, und er beugte sich nieder, um sich zu überzeugen, dass das unbestimmte Morgenlicht ihn nicht betrüge.

Im eleganten Rahmen aus Chagrineder stand sein Bild. Er war ohne Bart, mit kleinem Schnurrbart und in der Studentenuniform. Woher hatte sie es? Da erinnerte er sich. Vor zwei Monaten war sie zusammen mit andern Bekannten bei ihm. Er feierte seinen Geburtstag. Sie besah sein altes Album und als sie dieses jugendliche Bild erblickte, rief sie aus:

„Ach, wie prächtig! Damals waren Sie viel hübscher.“ Dann nahm sie das Bild aus dem Album und steckte es zum Scherz in die Tasche. Er protestierte, vergass es aber nachher, und die Photographie blieb bei ihr. Natürlich war das Unsinn, aber in Verbindung mit allem, was heute geschehen war, mit den Worten, welche sie ihm gesagt, mit den verschiedenen Empfindungen, welche er durchlebt hatte, war das für ihn eine wichtige Bekräftigung ihres Gefühls.

Er trat aus dem Kabinet mit dem festen Entschluss, sie zu erwarten und die Frage nach der Zukunft entschieden zu stellen. Noch eine Viertelstunde sollte er an dem offenen Fenster stehen. Einen Augenblick dachte er daran, dass er morgen um 9 Uhr Kranke empfangen müsse und kaum die genügende Kraft dazu haben würde.

„Uff! Ich bin vollständig, vollständig zerschlagen!“ ertönte hinter ihm eine bekannte Stimme.

Er drehte sich um. Klaudia Michailowna näherte sich und liess sich sogleich schwer auf dem Sopha nieder.

*) Russische Schriftsteller aus den vierziger Jahren.

„Sie sind noch hier, Stratanow?“

„Soll ich nicht das Fenster schliessen, Klaudia Michailowna?“ fragte er.

„O, nein! Ich dürste nach frischer Luft . . . Die Sonne wird gleich aufgehen, nicht wahr? Aber was für ein prächtiges Kind! Wirklich, es war der Mühe werth, sich zu quälen! Ich habe meine Freude daran gehabt!“

„Sie sind sehr müde, Sie müssten schlafen . . .“

„Ja, ich bin entsetzlich müde, trotzdem ist es mir angenehm, Sie zu sehen, und Sie können mit mir plaudern, soviel Sie wollen . . . Ich muss aber hübsch aussehen!“

„Sie sind herrlicher, als je,“ antwortete er, und in seiner Stimme klang etwas wie Rührung.

„Ich kann mir denken. Geben Sie mir nur den Spiegel. Da, auf dem kleinen Tisch.“

Er reichte ihr den Spiegel.

„O, fürchterlich! Sehen Sie mich nicht an! Reichen Sie das Kämmchen . . . Ebenfalls dort.“

Er reichte es ihr. Sorgfältig kämmte sie das Haar die Schläfen hinauf, legte sich dann ein ledernes Kissen unter den Kopf und nahm eine halb-liegende Stellung ein.

„Dennoch erklären Sie mir, weshalb Sie hier geblieben sind! Ich verstand Sie so, dass Sie . . . für immer gehen wollten. Und es that mir furchtbar leid.“

„Sie baten mich zu bleiben.“

„Nur deshalb? Welche Enttäuschung! Aber, soweit ich mich erinnere, bat ich Sie, ein Weilchen zu bleiben, und jetzt ist fast Sonnenaufgang.“

Er schwieg eine Minute, setzte sich dann in den Sessel, rückte zu ihr heran und ergriff ihre Hand.

„Liebste, Theuerste, verzeihen Sie mir meine dummen Worte,“ bat er, einen heissen Kuss auf ihre Hand drückend.

Sie lachte laut auf.

„Was hat Sie so schnell zur Reue veranlasst? Sie waren ja so entschieden. Ich erinnere mich an Ihre Worte: „Sie können nicht auf eine kleine Caprice verzichten . . . Sie beeilen sich, allen weiblichen Schwächen Ihren Tribut zu zahlen. Sie sind oberflächlich, oberflächlich . . .“ Nun ja, das alles ist wahr, Alexei Nikolajewitsch. Ich bin oberflächlich. Schon das: Ein ernster Mensch würde Sie nach solch' einer ermüdenden Nacht gehen heissen und sich schlafen legen, und ich plaudere mit Ihnen. Ja, ja, ich bin nicht ernst.“

„Nein, Sie sind mehr, Sie sind höher als das! Sie sind eine herrliche Frau und ein prächtiger Mensch, Sie sind bis zu solch' einem Grade harmonisch, solch' ein Wesen, dass wir mit unserem Ernst wie hölzerne Puppen neben Ihnen erscheinen. Ihre Seele ist so zart, ihr Herz so wunderbar, mit einem Worte, Sie sind die Vollkommenheit.“

„Was fällt Ihnen ein? Reden Sie irre? Woher besitze ich solche Vorzüge? Seitdem Sie mit so gerechter Strenge den Stab über mich brachen, ist so kurze Zeit verflossen, und nichts hat sich unterdessen ereignet.“

„Ach, erinnern Sie mich nicht daran! Seitdem hat sich etwas ereignet, was gegen Ihren Willen meine Worte zu Schand n machte und mich beschämte.“

„Gegen meinen Willen? Also mir zum Trotz? Was ist das? Ach so! Sie haben sich überzeugt, dass ich fähig bin, meine Pflichten zu erfüllen, und dass ich überhaupt . . . überhaupt . . . Gewissenhaftigkeit besitze . . . Na wirklich, Sie hatten eine gute Meinung von mir!“

„Das ist schon nicht Gewissenhaftigkeit, das ist mehr. Das grenzt an Heroismus . . . Sehen Sie, Benewolsky hielt es nicht aus, und ich bürge auch nicht dafür, dass ich es ausgehalten hätte.“

„Nun, das heisst, dass ich stärker bin als Sie und Benewolsky, das ist alles.“

„Das ist es ja gerade, dass Sie schwächer sind als wir . . . Das ist eben die Sache. Aber Eure Kräfte nehmen zu, Ihr werdet Heldinnen, wenn Ihr leiden seht, wenn von Euch die Rettung eines Menschenlebens abhängt. Ihr seid meinerwegen grössere Egoisten als wir, so lange Eure Theilnahme nicht nöthig ist; sobald diese jedoch unentbehrlich wird, werdet Ihr aufopfernde Heroinen. Ihr könnt das Leben lieben, könnt die gesunden Güter desselben geniessen, Ihr könnt auch kokett und elegant sein, Ihr könnt Frauen mit allen Schwächen derselben sein, aber dafür ist auch keiner so im Stande, wie Ihr, das persönliche Wohl hintanzusetzen, alles Eigene zu vergessen, sich von Allem loszulösen, und Mensch in der höchsten Bedeutung des Wortes zu sein, wenn Euer Nächster vor Euch ächzt . . . O, Sie haben mich heute tief beschämt!“

„Ich sehe, ich sehe, dass Sie mich ein Bischen lieb haben“ — erwiderte sie mit stillem Lachen, indem sie ihm wie ein Kind ihre Hände entgegenstreckte.

Er ergriff dieselben und bedeckte sie mit heissen Küssen.

„Ich liebe Sie grenzenlos!“ rief er aus. „Liebste, hören Sie mir endlich ernst zu. Ich liebe Sie grenzenlos — ich bin bereit, es tausend Mal zu wiederholen. Und sie lieben mich ja auch. Ich irre mich doch nicht? Sie sagten es ja.“

„O, ja, ich liebe Sie,“ erwiderte sie, „das ist klar.“

„Was brauchen wir also noch? Wir können unendlich glücklich sein.“

„Sind wir etwa nicht schon glücklich? Sie sind bei mir, Sie lieben mich, meine Hand liegt in Ihrer Hand. Es steht uns frei, uns ohne Ende zu lieben. Ich bin glücklich; und Sie?“

„Wozu fragen Sie? Sehen Sie denn nicht? Gewiss bin ich glücklicher als Alle auf der Welt. Aber es giebt ein anderes, höheres, dauernderes Glück: zusammen Schmerz und Freude und Arbeit zu theilen, unser beider Leben in eines zu verschmelzen. Sie müssen meine Frau werden!“

Sie schüttelte den Kopf.

„Mein Liebster, das wird nie sein.“

Er erhob sich hastig und richtete sich auf.

„Wie? Warum wird das nicht sein? Sie lieben mich. Warum denn? Warum?“

„Es wird nicht sein, Alexei Nikolajewitsch.“

„Das heisst, Sie lieben mich nicht genug dazu. Ja, ja, ich verstehe. Aber ich kann mich mit solchen halben Verhältnissen nicht begnügen. Ich kann nur alles oder nichts nehmen. Und da Sie mir nicht alles geben können, ist es besser, ich gehe bei Zeiten, bevor ich wahnsinnig werde.“

Er war in furchtbarer Erregung, und seine Augen sprühten Feuer. Sie jedoch blieb in ihrer Stellung und sah ihn mit stillem, nachdenklichen Lächeln an.

„Regen Sie sich nicht auf, mein Freund. Das ist alles nicht wahr . . .“ sprach sie beruhigend. „Setzen Sie sich und nehmen Sie meine Hände; wärmen Sie sie — ich weiss nicht, weshalb sie so kalt sind. Ich muss wirklich übermüdet sein. Aber setzen Sie sich doch! . . . So! . . . Und blicken Sie nicht so ironisch. Ich liebe Sie ganz genug, um . . . das heisst, so sehr ich lieben kann. Mehr könnte ich nicht . . . Wir wollen nicht wie junge Leute sprechen, die sich vom ersten Liebesrausch hinreissen lassen, sondern wie Dreissigjährige, vom Leben belehrte Liebende. Vor allen Dingen: nicht weinen, nicht lachen, sondern verstehen. Jetzt hören Sie. Sie sagten heute selbst, dass ich eine der wenigen Hunderte aus der ganzen Hälfte der Menschheit wäre, welche eine solche Stellung errungen haben. Das ist wahr. Sie wissen, was das bedeutet. Das bedeutet nicht, dass wir, das heisst jene wenigen Hunderte von Geistern, begabter oder in irgend-einer Beziehung besser sind als andere Frauen. Das bedeutet nur, dass wir stritten und strebten und kämpften, — ja, kämpften. Sie wissen ja nicht, wie das zugeht. Sie glauben, dass das Hauptunglück ist, dass man uns nicht studiren lässt, dass man unsere Rechte nicht anerkennen wollte? Das ist nur ein halbes Unglück. Unsere schlimmsten Feinde sind die unsinnigen Kleinigkeiten, welche sich schon in der Familie an unsere Füsse ketten, wenn wir nur anfangen, von selbständiger Arbeit zu träumen. Wenn wir den ersten Schritt thun, kränken und beleidigen wir alle, und dabei nicht die ersten Besten, sondern diejenigen, welche wir lieben: die Grossmütterchen, Tantchen, die guten Cousinen, welche Bräutigame für uns bereit hielten und sich anschickten, auf unseren Hochzeiten zu tanzen. Glauben Sie, dass dieser Schritt leicht gethan wird, dass es leicht ist, allen zuwiderzuhandeln, welche man liebt, und von denen man geliebt wird? Dann gehen wir auf's Gerathewohl irgend wohin, nach Genf, nach Paris, wo wir uns tausend Zufällen aussetzen. Zu der Zeit, wenn ihr ruhig und friedlich unter den Flügeln des Gesetzes euren Weg geht und Stipendien und Aufmunterungen erhaltet, müssen wir jeden Tag unserer Existenz erkämpfen. Beim Studiren müssen wir unser Brod verdienen, was für Frauen im Auslande sehr schwer und auch hier, zu Hause, nicht leicht ist. Während wir alle Kräfte dem Studium widmen, die Befriedigung aller Bedürfnisse der Jugend, welche sich amüsiren und lieben will, auf später verschieben, riskiren wir zugleich unser Leben, da wir ja nicht wissen, ob wir das Recht erlangen werden, unsere Kenntnisse im Vaterlande zu benutzen. Endlich erhielten wir dieses Recht, und nun fängt ein neuer Kampf an. Während ihr euch nur Arzt zu nennen habt, damit man euch a priori glaube, müssen wir jeden Patienten an uns gewöhnen. Euer Leben wird durch Traditionen aufgebaut, wir müssen es uns von Anfang bis zu Ende schaffen. Und das gelingt ja durchaus nicht allen von uns. Viele rangen, rangen, und legten dann kraftlos die Hände in den Schooss. Nun gut. Ich gehöre zu den Glücklichen, ich habe das Ziel erreicht; ich wurde anerkannt. Ich habe eine selbständige Stellung, ich bin ein freier, unabhängiger Mensch, ich kann über meine Person verfügen, wie es mir gefällt. Noch mehr: ich trete mit meiner Persönlichkeit

für die Sache ein, für welche ich lebe, ich arbeite im Krankenhause in meiner Abtheilung nach meinen Ansichten und meiner Art, und nicht nach Vorschrift Anderer, welche nur deshalb mehr Rechte darauf haben, weil sie als Männer geboren wurden. So sehen Sie, Alexei Nikolajewitsch, dass ich alles selbst errungen habe. Siebzehn Jahre, siebzehn der besten Jahre meines Lebens widmete ich der Erlangung dessen, was ich jetzt habe — der Unabhängigkeit, und selbstverständlich ist mir diese Unabhängigkeit theurer als alles auf der Welt.

„Mein Gott! Was bedroht denn hier Ihre Unabhängigkeit?“ rief Stratanow aus. „Denken Sie denn, dass ich Sie nicht genügend achte?“

„Nein, ich weiss, dass Sie mich genügend achten.“

„Was also?“

„Was? — Das!“

Sie richtete sich auf und stützte sich auf den Ellenbogen.

„Sie sagten selbst vor fünf Minuten: „Wir müssen unser beider Leben in eines verschmelzen . . . Sie wollten damit das höchste Familienglück kennzeichnen. Das ist es auch, darin besteht es auch. Aber was bedeutet das? Meiner Ansicht nach ist diese Verschmelzung der Seelen ein altes Märchen, nichts mehr, eine Erfindung der Dichter, welche nichts von Psychologie wussten. Der Fluss ergiesst sich in's Meer, suchen Sie ihn doch nachher! Er verliert sich in demselben und verschwindet. In den glücklichsten Ehen endigt diese Verschmelzung der Seelen damit, dass der Eine auf Kosten des Andern wächst, der Stärkere den Schwächeren verschlingt. Ich bestreite nicht, dass das in der Liebe Genuss gewährt, aber nicht demjenigen, welcher durch einen siebzehnjährigen Kampf seine Unabhängigkeit errang. Ich gebe sie für kein noch so hohes Familienglück hin.“

„Können Sie wirklich glauben, dass ich selbst Ihr werthvollstes Gut nicht kultiviren und mich vor ihm beugen werde?“

„Sie? Weniger als jeder beliebige Andere! Waren Sie etwa nicht heute noch über meinen Geschmack, meine Sympathien und meine Lebensweise empört? Strebten Sie etwa nicht danach, dass ich Alles um Ihretwillen ändere, erschien es Ihnen etwa nicht fast beleidigend, dass ich mich nicht Ihrem Geschmacke unterwerfen und auf die Spazierfahrt nicht verzichten wollte? Das ist alles in der Ordnung der Dinge, ich erkenne Ihr Recht, so zu fühlen, an, aber Sie müssen auch mein Recht anerkennen, meine Persönlichkeit unter allen Umständen vor solchen Attentaten zu schützen. Ich will auch nicht einen Tropfen meiner Freiheit Ihnen sogar opfern. Ich liebe sie mehr als Sie, das sage ich Ihnen geradezu. Ich kann es nicht zulassen, dass eine andere Persönlichkeit, und wäre es diejenige eines geliebten und theuren Menschen, die meinige beherrscht.“

„Sie sprechen so, weil Sie die Kraft meiner Liebe nicht kennen!“ rief er leidenschaftlich aus. „Sie wissen nicht, dass ich bereit bin, Sie wie eine Gottheit anzubeten! Wie kann dabei die Rede von der Herrschaft meiner Persönlichkeit sein?“

Sie lächelte und sah ihn freundlich, aber etwas von oben herab an, wie ein geliebtes Kind, welches Unsinn plappert.

„Liebster Freund, das verlockt mich nicht. Ich will selbst nicht die Unterworfenene sein und will auch nicht Andere unterworfen sehen. Ich liebe

die Freiheit nicht nur für mich, sondern auch für Andere. Wenn ich sähe, dass Sie sich mir unterordnen, dass Sie aus Liebe zu mir anders handeln, als Sie es für klug und gut halten, würde ich in dem Augenblicke aufhören, Sie zu lieben. Doch lassen Sie die Rouleaux herunter, Alexei Nikolajewitsch. Die Sonne geht auf, und es kommt zu viel Licht herein. Sie sind ja auch gerade aufgestanden.“

Aber nicht dazu war er aufgestanden. Er sah einfach, dass es nicht lohnte, weiter zu reden.

Er ging an's Fenster heran und liess erst ein Rouleaux herunter, dann das andere. Im Zimmer wurde es halbdunkel. Dann wandte er sich zu ihr und sagte mit harter, entschiedener Stimme: „Daraus folgt, dass Sie Liebe etwas Anderes nennen, nicht das, was ich darunter verstehe. Ihre Liebe geht nicht bis zu dem Wunsche, dem geliebten Menschen ewig nahe zu sein. Uebrigens verbergen Sie das ja nicht. Sie sagten, dass Sie Ihre Selbstständigkeit mehr lieben, als mich, dass Sie die Sehnsucht, sein Leben mit dem Leben eines geliebten Menschen zu verschmelzen, nicht verstehen.“

Sie stand auf und setzte sich auf das Sofa mit dem Aussehen eines Menschen, welcher sich über einen andern ärgert, weil er das Klarste und Einfachste nicht versteht.

„Hören Sie! Seien Sie doch kein Kind!“ rief sie mit vorwurfsvollem Ausdruck. „Begreifen Sie doch, dass diese Sehnsucht in mir ist, aber dass ich mit allen Kräften der Seele gegen sie kämpfen muss. Die Liebe ist ja nur dann ein Glück, wenn zwei da sind, zwei Leben, welche in einander Genuss finden. Warum verwandelt sich die wahnsinnigste Liebe fast immer in ein zufälliges Zusammenleben, wenn die Menschen, welche noch vor kurzem nach Vereinigung strebten, anfangen, sich nach der Gegenwart einer dritten Person zu sehnen und nicht wissen, was sie einander sagen sollen? Eben darum, weil sie ihr Leben zu einem verschmolzen, weil einer von ihnen seine Persönlichkeit in der andern aufgehen liess, und jetzt nicht mehr zwei da sind, folglich auch kein Glück da ist und sein kann. Das ist ja die Forderung der Natur, dass immer zwei da seien, einer gegen den Andern, zwei ungleiche Wesen, jedes mit seiner Individualität, mit seinem besonderen persönlichen Leben, mit der ewigen Sehnsucht nach dem Andern, mit dem ewigen unerschöpflichen Interesse für den Andern.“

„Das heisst also, dass die Menschheit Jahrtausende hindurch diesem Gesetze hartnäckig entgegenhandelte, indem sie die Familie schuf und vervollkommnete?“ entgegnete ironisch Stratanow. „Sie negiren die Familie!“

„Behüte, ich erkenne sie an. Sie löst sehr gut die Lebensfrage der Frau, welche niemals unabhängig war und keine persönliche Stellung besass, und deshalb machtlos und immer vom Manne abhängig war. Ich besitze aber diese Stellung.“

„Gut, ich bin einen Augenblick mit Ihnen einverstanden. Stellen wir uns vor, dass das alles so geht. Es kommen aber Kinder.“

„Das wird mein Glück vergrössern. Ich werde sie erziehen.“

„Und ich? Ich werde bei Seite gelassen?“

„Weshalb? Sie werden auch auf sie wirken. Können Sie nicht soviel Zeit mit uns zubringen, wie Sie wollen und wie Sie frei haben? Muss man dazu durchaus zusammenwohnen und sich beständig an den langweiligen und

alltäglichen Kleinigkeiten stossen, welche die Bedeutung des Lebens herabziehen? Kleinliche Dinge sind unvermeidlich, aber jeder muss sie allein, in der Stille durchleben, wie ein unvermeidliches Uebel. Die kleinlichen Seiten meines Lebens darf jeder Andere sehen, aber nicht der geliebte Mensch, in welchem sich für mich die ganze Poesie des Daseins konzentriert.“

„Schön, ich komme auf die Kinder zurück. Sie werden also keine soziale Stellung haben?“

„Weshalb? Wir werden sie ihnen schaffen. Können wir uns denn nicht trauen lassen? Darum handelt es sich wirklich nicht . . . Hören Sie doch auf, solch finstere Gesichter zu machen! Das erlaube ich nicht! Ich liebe Sie! Wirklich, stärker kann ich nicht, verstehe ich nicht zu lieben!“

Er zog sie an sich heran und drückte sie leidenschaftlich an seine Brust.

„Mein Leben! Du bist in jeder Beziehung stärker als ich! Du überzeugst mich in allen Punkten! Du . . . Du starkes Geschöpf der Vernunft und Liebe! Mag es sein, wie Du willst!“

„Nun,“ sagte Klaudia Michailowna, indem sie sich seinen Armen entzog, „jetzt gehen Sie aber . . . Ich bin todtmüde.“

Rundschau.

Von den Hochschulen.

Berlin, 3. November 1896. Gestern sprach Herr Pfarrer Naumann-Frankfurt im S. W. St. V., der seinen ersten Geburtstag feierte, über die sozialen Aufgaben der gebildeten Jugend, ein Thema, das nachgerade einem Leierkasten gleicht, vor dem man heillose Angst bekommt und Fersengeld giebt, wenn man nur schon sieht, dass Einer sich anschiekt, an der Kurbel zu drehen. Aber Herr Naumann hielt doch ein wenig mehr, als sein Thema versprach. Er gab eine knappe Uebersicht über die politische Stellung der „Bildung“, jener an eigener politischer Machtentfaltung allein schon durch die Unmöglichkeit einer starken Akkumulation gehinderten Klasse — eine geschichtliche Uebersicht, die wohl historisches Denken durchblicken, aber doch wiederum die deutliche, geschweige ökonomische Begründung vermissen liess. Wenigstens hätte eine durchgreifendere Erfassung der ökonomischen Grundlage für die politische Entwicklungsgeschichte der „Gebildeten“ den Herrn Redner vor der naiven Illusion bewahren müssen, die gesammte akademische Bildung werde in vielleicht absehbarer Zeit auf Grund eines unverbesslichen Idealismus sich dazu vereinigen,

den Interessen des Besitzes die Waffen zu entziehen, den Besitz quasi geistig zu boykottiren, kurz, an Stelle des stereotypen „Besitz und Bildung“ das Motto „Arbeit und Bildung“ zu setzen. — Die Ehrlichkeit, so höchst unverblümt zu erklären, die „Bildung“ habe der Arbeit und der Armuth bis auf den heutigen Tag fast durchweg kalt, verständnislos und voll feudaler Ueberhebung gegenübergestanden, und die Betonung des demokratischen Prinzips andererseits berührte jedenfalls angenehm; nur wurde unsere Freude ein wenig geknickt, da der Redner sich nicht enthalten konnte, auf der alten, ach! — genug geschundenen Mähre, dem Nationalismus, ein wenig heranzureiten (wobei natürlich auch der Materialismus zu seinem Rechte kam); Herrn Professor Wagner erinnerte das an seine Patriotenpflicht, wieder einmal die akademische Jugend vor der „Ideologie“ der Sozialdemokratie in väterlich-herzlichem Tone zu warnen; — Ideologie war das nicht, geschweige Idealismus — — Casca.

— *) Am 2. November beging der

*) Wir geben zwei Berichten über die Rede des Herrn Naumann Raum, weil uns beide durch die verschiedene Art der Auffassung interessant genug erschienen.
Die Red.

hiesige sozialwissenschaftliche Studenten-Verein die Feier seines einjährigen Bestehens. Die Festrede hielt Herr Pfarrer Naumann: „Die sozialen Aufgaben der gebildeten Jugend.“ Sie bildete für uns den weitaus interessantesten Theil des Abends. Wer überliesse sich nicht gern einmal dem Zauber einer starken Persönlichkeit? Und so liessen auch wir diesmal Pfarrer Naumann's Worte rückhaltlos ihre Wirkung auf uns üben, und sie ergriffen uns tief. Seiner starken Persönlichkeit — und eine solche scheint uns Pfarrer Naumann unstreitig zu sein — steht ein äusserst schmiegsames Organ zu Gebote, in seiner Sprache und Geberde liegt so wenig Gekünsteltes, so gar keine Mache; vielmehr eine rein natürliche, wir möchten sagen naive Beredsamkeit prägt sich in seinen Worten aus — kurz, Naumann ist die ernsteste, aber auch die letzte Probe auf den Idealismus der „Gebildeten“, zumal der jüngeren Generation. Naumanns Rede hatte zum Mittelpunkt die Erwägung, ob nicht unsere Wissenschaft aufgehört hat, eine Wissenschaft für das Volk zu sein. Zwar stellte er dies in kluger Verwahrung nur als eine „denkbare“ Möglichkeit hin; zugleich aber wies er jeder einzelnen Wissenschaft mit grosser Entschiedenheit nach, wo sie ihre sozialen Pflichten aufs Aergste vernachlässigt hat und damit der grossen Menge des Volkes entfremdet ist. Bildung müsse künftighin nicht mehr mit dem Besitz Hand in Hand gehen, sondern mit Arbeit. Nachdem Herr Naumann dann die „Nothwendigkeit“ betont hatte, Chauvinismus alias Patriotismus unter der Arbeiterschaft zu verbreiten, sprach er höchst eindrucksvoll zum Schlusse davon, welche totale Umwälzung der Anschauungsweise von dem Studenten verlangt werden muss, der sich in die Gedankenwelt des Proletariats hineinversetzen will, wie dabei fern von jeder Herablassung eine „ehrlche Bruderschaft, eine ehrlche Kampfesgemeinschaft“ das Ziel sein muss; wie ohne die Absicht, geistiges Almosen zu spenden oder beeinflussen zu wollen, allein der Wunsch zu lernen Anlass sein muss, in mündlichen Verkehr mit Arbeitern zu treten und sich mit der Arbeiterpresse, mehr noch mit der gewerkschaftlichen als politischen, zu beschäftigen. — In der That, einen Umwälzungsprozess von Grund aus hat der Student durchzumachen, wenn er sich von seinen Klassen-Vorurtheilen befreien will. Aber indem wir uns mit Pfarrer Naumann diese gewaltige Aufgabe vergegenwärtigen, die dem aus der bürgerlichen Gesellschaft

Stammenden erwächst, wenn er mit der Arbeiterklasse denken lernen will, wird uns da nicht schon, selbst bei rein psychologischer Betrachtung, die Unerreichbarkeit dieses Zieles deutlich? Es heisst Unmögliches von der Durchschnittsnatur verlangen, solchen völligen Umschwung der Gedankenrichtung in sich vorzunehmen; das übersteigt weitaus das Durchschnittsmaass der Geisteskräfte. Nur wo bestimmte Voraussetzungen des Gemüths- und Gedankenlebens gegeben sind, wird der Einzelne Energie genug besitzen, so ganz mit seiner Vergangenheit zu brechen. Nein, hartnäckigere Dinge, als Naumann's Worte, und wenn sie noch viel besser sich in's Herz zu schleichen verständen, Thatsachen erst, die am eigenen Leibe verspürte, durch die wirtschaftlichen Zustände verursachte ökonomische Unsicherheit wird „sozial“ denken lehren, auch wer sich herte noch als auserlesen wähnt. Charakteristisch für die allzu optimistischen Hoffnungen Naumann's waren die Worte seiner Rede, in denen er von den „vielen denkenden Menschen in diesem Raum, von denen sich so viel erwarten liesse“ sprach. Da hat Herr Naumann wahrhaftig nicht das Wesen des heutigen Studenten nach Wirklichkeitsbildern studirt; hier war der Wunsch der Vater des Gedankens. Ein Wort F. A. Lange's dürfte hier am Platze sein: „Allerdings wird in gewöhnlichen Zeiten die Prozentzahl der wirklich wachgewordenen und den Zeitgedanken bewusst erfassenden Persönlichkeiten in den oberen Schichten der Gesellschaft grösser sein als in den unteren; — allein dies Verhältniss kann sich in kritischen Zeiten umkehren, und heut zu Tage kann keiner, der mit einigem Verständniss für die Zustände der Gegenwart begabt ist, die Thatsache verkennen, dass unter den Arbeitern der Industrie eine ganz ungewöhnliche Zahl selbstständig denkender (der Philister sagt seinem Verständniss entsprechend „unruhiger“) Köpfe auftreten. — Von dem fernerer Verlauf des Abends mit seinen offiziellen Dankesreden, zumal an die in corpore erschienenen Ordinarii der nationalökonomischen Disziplin, erwähnen wir noch die Rede Wagner's. Wir hatten den Eindruck, als ob Wagner schon gegen irgend welche Angreifer wegen seines Erscheinens entschuldigen zu müssen glaubte. Und das konnte er natürlich nicht besser thun, als indem er ein starkes Geschimpfe auf die „vaterlandslosen“ Sozialdemokraten lossliess. Im Uebrigen

schwelgte man lustig in seiner akademischen Bildung und akademischen Einbildung.

d.
Charlottenburg, November 1896. Ein erfreuliches Zeichen dafür, dass in einem Theile der Studentenschaft der hiesigen technischen Hochschule sich vernünftige Anschauungen über den Duellunfug allmählich Bahn brechen, ist eine Bewegung, die Abschaffung oder Einschränkungen der Duelle erstrebt. Schon im vorigen Semester wurde in einer allgemeinen Studentenversammlung ein Antrag betreffs Abschaffung der schweren Duelle eingebracht. Dieser wurde aber von den Korporationen, die von ihren Rowdysitten nun einmal nicht lassen können, und deshalb ihren sämtlichen Anhang zu jener Versammlung kommandirt hatten, majorisirt und durch Uebergang zur Tagesordnung abgethan. Dieser allerdings nicht ermutigende Anfang konnte jedoch den einmal in's Rollen gebrachten Stein nicht mehr aufhalten. Ein Schwärmer, der glaubt, dass Beharrlichkeit zum Ziele führt, hat einer demnächst einzuberufenden Studentenversammlung folgenden neuen Antrag unterbreitet:

„Die allgemeine Studentenversammlung wolle allen deutschen Hochschulen voran und zum Vorbilde — im richtigen Verständniss für den Geist der Zeit und seine Anforderungen an die akademische Jugend die Errichtung eines studentischen Ehrengerichts beschliessen, dessen Thätigkeit geeignet sein soll, ein allen Studirenden gemeinsames einheitliches Recht in Ehrenangelegenheiten anzubahnen und auf Vertiefung jeglichen Ehrbegriffs und dadurch auf eine allmähliche Ausrottung des Duells in der Studentenschaft hinzuwirken.“

Auch die dem Antrag beigegebenen Motive müssen von jedem nicht in verrotteten Vorurtheilen Befangenen anerkannt werden. So führt der Antragsteller mit Recht an, dass der Ausgang jeden Duells meistens durch Zufall entschieden wird, dass das Duell den Gesetzen Hohn spricht, nur von 5 pCt. der Bevölkerung anerkannt wird, durch Presse und Reichstag verurtheilt wurde und keineswegs der vollkommensten Auffassung von Ehre und Moral entspricht.

Sollten die Herren, die dieser Antrag besonders angeht, denselben wieder durch Uebergang zur Tagesordnung erledigen, so wollen sie sich folgendes gesagt sein lassen. Wenn sie sich wie Schrader-Kotze untereinander niederknallen wollen, so

haben wir nichts dagegen. Sollten sie sich aber einfallen lassen, auf der von Brüsewitz vorgezeichneten Bahn weiter zu schreiten und sich fernerhin an wehrlosen Bürgern zu vergreifen — nun, noch hat unser herrliches Kriegsheer nicht allein das Recht Waffen zu tragen.

— Von den in No. 1 und 2 c. a. des „Soz. Akad.“ gerügten Missständen an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg ist nun einer wenigstens behoben worden. Für Elektrotechnik ist ein mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteter Hörsaal mit 300 Sitzplätzen eingerichtet worden, der durch sechs Bogenlampen erhellt und mit elektrischem Ventilator, grossem Experimentirtisch, elektrischen Leitungen, Projektionsapparat u. s. w. versehen ist. Dafür ist die Beleuchtung in den anderen Hörsälen, da die Lichtmaschine scheinbar für diese starke Belastung nicht mehr ausreichend, und die dort angebrachten Bogenlampen ausserordentlich schlecht funktionieren, so elend, dass man zeitweise kaum zum Schreiben sieht. Die Beleuchtung der Zeichensäle ist zwar relativ verbessert worden, indem die gewöhnlichen Argandbrenner durch grosse Regenerativlampen ersetzt wurden, jedoch ist die Hitze, die die letzteren verbreiten, so gross, dass es nicht möglich ist, längere Zeit unter einer solchen zu sitzen. Auch ist das Licht, da die Lampen nicht verblendet sind, für die Augen zu grell. Ehe für durchgängige elektrische Beleuchtung sämtlicher Räumlichkeiten Geld vom preussischen Staate zu haben sein wird, wird wohl noch mancher Student die Hochschule mit verdorbenen Augen verlassen.

— Durch Aushängung von Statuten wird am schwarzen Brett einer erstaunten Studentenschaft kund gethan, dass die deutschen technischen Hochschulen einen Verband geschlossen haben, „um in Sachen von gemeinsamen Interessen durch gemeinsames einiges Vorgehen sicherer zum Ziele zu gelangen. Politische und religiöse Zwecke sind ausgeschlossen.“ Dass sich die „gemeinsamen Interessen“ auf etwas Anderes als auf Bismarckfahrten, Kommerse und ähnliche Allotria erstrecken werden, ist kaum anzunehmen, und selbst im entgegengesetzten Falle könnten etwaige Beschlüsse kaum das Geld werth sein, das die Fahrten nach dem Versammlungsort kosten. Freuen soll es uns natürlich, wenn wir durch die demnächst stattfindende erste Versammlung der Vertreter

der verschiedenen Hochschulen eines Besseren belehrt werden. G. K.

Halle, 11. November 1896. Die hiesige medizinische Fakultät hat den Muth gehabt, als die erste in Preussen und, wenn ich nicht irre, auch als die erste in Deutschland, zwei Damen zur Immatrikulation zuzulassen, die von der Berliner Universität zurückgewiesen waren, der deutsche Medizinerinnen wohl noch als zu fremdländische Gewächse erschienen waren: ein charakteristisches Zeichen, wie tief in Deutschland — die Frau noch steht! — Trotz dieses Umsturzes alter geheiligter Sitten liegt Halle noch immer an der Saale ... und die tüchterreichen Mütter der Saalestadt sollen noch grössere Stockung des Absatzes befürchten (nach der „Saalezeitung“).

Im Staatswissenschaftlichen Verein (neben dem noch ein Volkswirtschaftlicher Verein besteht; der Versuch, eine Sozialwissenschaftliche Vereinigung zu gründen, soll im vorigen Winter-Semester misslungen sein) sprach Prof. Stammler über Sozialwissenschaft und Herr Simchowitsch über die russischen Narodniki. Aus dem sehr klaren, objektiven und instruktiven Vortrag des Professors Stammler sind für die Leser des „Soz. Akad.“ wohl folgende Ausführungen bemerkenswerth: Der Sozialdemokratie sei, wenn sie auch über die heutigen zahlreichen, unklaren Reformversuche hoch erhaben wäre, so doch vorzuwerfen, erstens, dass sie wissenschaftlich stehen geblieben sei, und zweitens, dass sie ihre aus den Tatsachen abgeleiteten Gesetze direkt als notwendige hinstelle, ohne irgend wie ihre Nothwendigkeit bewiesen zu haben; überhaupt kranke unsere Zeit an Reformvorschlägen, man solle doch endlich ernstlich an die theoretische Ausarbeitung der Sozialwissenschaft denken und gehen. O. O.

Würzburg, 29. Oktober 1896. Gestern wurde hier mit grossem Pomp die neue Universität eingeweiht. Die einzelnen Professoren, nach Fakultäten geordnet, zogen in ihren mittelalterlichen Kostümen mit vierzypfligen Baretts von der einen Universität zu der anderen; der Zug erinnerte mich lebhaft an den in „Alt-Berlin“ seligen Angedenkens, besonders die Juristen mit intensiv rothen Talaren und Baretts kamen mir wie die Scharfrichter vor. Hinter den Professoren zog die Schaar der Studenten in Wicks, natürlich nur farbenragende; Finken haben in solch' erlauchtem Zuge nichts zu suchen. Soviel Bierbänche und dumme Gesichter

habe ich lange nicht auf einem Haufen gesehen. Und zu diesen Studenten sagte der Rektor, auf ihnen beruhe die Zukunft und Ideale der Nation. Th-na.

Frauenstudium.

Die akademische Lesehalle im Kampfe gegen das Frauenstudium. In der Berliner akademischen Lesehalle wurden noch vor nicht allzu langer Zeit die studierenden Frauen als Besucherinnen anstandslos zugelassen, wenn die ordentliche Mitgliedschaft ihnen auch konsequent verweigert wurde. Da erfolgte plötzlich und ohne ersichtlichen Grund das Verbot des Lesehallenbesuches der Damen. Dies Verbot, welches von den akademischen Behörden erlassen war, hätte, wie man wohl anzunehmen berechtigt war, energische Gegenmassregeln seitens der Studirenden hervorrufen sollen, die wenn auch nicht aus Solidaritätsgefühl, so doch aus Galanterie eine solche kleinliche Chikane nicht dulden durften, deren eigenes Interesse ihnen zudem gebot, sich eine derartige Bevormundung nicht bieten zu lassen. Aber die deutschen Studenten sind geduldig und friedliebend, und was die Ritterlichkeit anlangt, so ist dieselbe eine Eigenthümlichkeit romanischer Racen; bei uns ist sie unbeliebt; oder sie nimmt eine so nationale Form an, wie bei den Vertretern des V. d. St., die während der Lesehallen-Wahlen in ihrem Flugblatt erklärten, man müsse gerade aus Galanterie die Damen von der Lesehalle fernhalten, da man ihnen den Aufenthalt in einem so hässlichen Raume nicht zumuthen könne.

Das sog. Reform-Comité 1896 hatte die Zulassung der Frauen zur Lesehalle als Wahlparole auf sein Programm gesetzt. Nach der Wahl haben sich die Vertreter des Comités dieses geringfügigen Umstandes offenbar nicht mehr entsinnen können, jedenfalls wurde die Sache im Directorium von ihnen nicht zur Sprache gebracht. Da auch die gleichfalls vor der Wahl versprochene Einberufung von allgemeinen Mitglieder-Versammlungen in derselben Weise behandelt wurde, so blieb als einzige Möglichkeit für eine Einwirkung der gewöhnlichen Mitglieder das Desiderien-Buch. In diesem fand sich nun vor einigen Tagen folgender Antrag vor:

„Das Directorium der akademischen Lesehalle wird gebeten, die Gleichberechtigung der weiblichen Studirenden mit den männlichen

durch folgende Beschlüsse zu dokumentiren:

1. die an der Universität Berlin studirenden Damen werden als Mitglieder der Lesehalle zugelassen;
2. die Vergünstigungen für die Studirenden der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität haben auch für die studirenden Damen Geltung.“

Das Desiderat war von einigen Mitgliedern unterzeichnet, die offenbar dem Gebote eines „Gerechtigkeitsgefühles“ gehorchten. Wir sozialistische Studenten haben nun an sich keine Veranlassung, uns für dergl. Kleinigkeiten irgendwie zu ereifern, und so würde uns dieser ganze höchst wohlmeinende Antrag höchst gleichgiltig sein, wenn die Berathung desselben im Direktorium nicht einen sehr charakteristischen Verlauf genommen hätte: Es wurde nämlich mit 4 gegen 2 Stimmen Uebergang zur Tages-Ordnung beschlossen, und zwar erlebten wir wieder das schöne Schauspiel, dass die deutsch-national-antisemitischen und die jüdisch-national-philosemitischen Studenten in brüderlicher Gesinnungsgemeinschaft die heilige Sache der Reaktion verfochten. Für den Antrag stimmten die Vertreter des Reform-Comités, die sich so an ihre Pflicht gemahnt sahen. Ja, diese wurden in dem einmal erwachten Eifer so rabiat, dass einer von ihnen beantragte, in das Desiderien-Buch nicht den Uebergang zur Tages-Ordnung allein einzutragen, sondern auch das Stimmen-Verhältniss: 4 gegen 2. Diesem Verlangen wurde nicht entsprochen, und zwar begründete der Vertreter des sogen. „Ausschusses“, Herr Klee, die Ablehnung damit, dass dies Stimmen-Verhältniss agitatorisch ausgebeutet werden könne. Dies unbeabsichtigte Geständniss lässt wohl erkennen, wie sehr der betreffende Herr, und mit ihm wohl auch seine Kollegen, von der Richtigkeit seines eigenen Verhaltens überzeugt war.

Einstweilen hat also das Lesehallen-Direktorium in seinem Kampfe gegen die studirenden Frauen wieder einen Sieg erfochten. Für die nächste Zeit sind die Zeitungen und Journale der Lesehalle vor unberufenen Frauenhänden sicher, und die männlichen Kommilitonen haben nach wie vor allein den Genuss der Vergünstigungen an Theatern, Concerten u. s. w. Wenn Frauen sich zu derartigen Veranstaltungen drängen, so können sie ruhig die vollen Preise zahlen. Und so ist die echte Weiblichkeit, die die Studentinnen

nicht zu wahren wissen, von den Studenten gerettet.

C.

Streifzüge und Streitfragen.

Die Kriminalität der Studenten. Ueber die gerichtlichen Bestrafungen der Studenten veröffentlicht die amtliche Kriminalstatistik für das Jahr 1893 zum ersten Male ausführliches Material: Im Ganzen sind 350 Studenten in dem genannten Jahre verurtheilt worden, also, wenn man die Zahl der überhaupt Studirenden auf rund 42000 annimmt, 83,3 auf 10000 Studenten, eine Ziffer, die sehr hoch erscheinen muss. Es kamen zwar in demselben Jahre auf 10000 strafmündige Personen der Civilbevölkerung 121 Verurtheilte, aber selbstverständlich ist die Kriminalität der höheren Klassen eine viel geringere. So wurden beispielsweise im Jahre 1890 überhaupt 83 approbirte Aerzte verurtheilt, d. i. auf 10000 berechnet nur 47, im Jahre 1891: 14 Rechtsanwälte (26 auf 10000), im Jahre 1852: 448 Lehrer (32), also erheblich weniger. Man muss jedoch in Betracht ziehen, dass die jugendlichen Altersklassen überhaupt mehr zu Straftthaten neigen als die höheren. Im Ganzen waren 48 Personen als stud. iur. bezeichnet, 91 als stud. med., 12 als stud. theol., 19 als stud. phil., 2 als stud. math., 3 als stud. rer. nat., 13 als stud. chem., 7 als stud. pharm., 26 als stud. techn. Ausserdem sind gezählt 11 Studenten der technischen Hochschulen, 7 Technikumschüler, 9 Bergakademiker, 5 Studirende der Landwirtschaft, je 4 des Ingenieurfachs und der Thierarzneikunde, je 3 der Zahnheilkunde und der Geodäsie, je 2 der Staatswissenschaften, Baufach, Maschinenbau, Elektrotechnik, je 1 der Geschichte, Forstwissenschaft und Zahntechnik, ferner waren 95 als Studenten ohne weiteren Zusatz bezeichnet. Von den 350 Verurtheilten studirten also nachweislich 201 an Universitäten, von denen 12 auf die theologische, 48 auf die juristische, 91 auf die medizinische und 50 auf die philosophische Fakultät kamen, oder in Prozenten ausgedrückt 6,0, 23,9, 45,2, 24,9. Da die gleichzeitige Vertheilung der Studenten auf die Fakultäten 17,3, 25,9, 28,6, 28,2 war, so standen also die theologische und juristische Fakultät unter, die beiden anderen über Durchschnitt, am Meisten die medizinische Fakultät.

Von den verurtheilten Studenten waren unter 18 Jahren 2, 18 bis 21: 75, 21 bis 25: 184, 25 bis 30: 75, 30 bis 35: 12 und 35 bis 40: 2; evangelisch waren 244, ka-

tholisch 93, jüdisch 10. Leider ist das entsprechende Material für die gesammten Studierenden nur für die preussischen Universitäten vorhanden, und wenn man auch annehmen wollte, dass die Verhältnisse auf den ausserpreussischen Universitäten dieselben sein werden, so würde diese Präsuntion doch nicht für die anderen Hochschulen zutreffen.

Als Strafen wurden verhängt über 38 Studenten Gefängniss (daneben über 5 auch Geldstrafe), über 33 Festungshaft (daneben über 1 Studenten auch Geldstrafe), über 285 Studenten Gelstrafe. Die Dauer der Gefängnissstrafen war in einem Falle 1 Jahr, in 4 Fällen 3 bis 12 Monate, in 7 Fällen 1 bis 3 Monate, in 12 Fällen 8 bis 30 Tage, in 10 Fällen 4 bis 7 Tage, und in 4 Fällen weniger als 4 Tage. Vorbestraft waren 37 Studenten.

Von Interesse ist auch die Art der Delikte. An der Spitze steht hier Beleidigung mit 93 Fällen (auf 10000 Studenten 22, Kriminalität der allgemeinen Bevölkerung nur 14,2), dann folgt der Zahl nach: Gefährliche Körperverletzung 63 (15,0, Bevölkerung 20,5), Gewalt und Drohung gegen Beamte mit 61 Fällen (14,5, Bevölkerung nur 4,3), Sachbeschädigung 39 (9,3, Bevölkerung nur 4,5), Zweikampfdelikte 33 (7,9, Bevölkerung nur 0,02), einfache Körperverletzung 23 (5,5, Bevölkerung 6,8), Hausfriedensbruch 17 (4, Bevölkerung 5,1). Der Rest zersplittert sich. Je 3 Verurtheilungen kamen auf Betrug und Jagdvergehen, je 2 auf Verletzung der Wehrpflicht, einfachen Diebstahl, Begünstigung und wissenschaftliche Verletzung von Absperrmaassregeln. Die übrigen noch vorkommenden Delikte sind nur mit je einem Falle vertreten.

Es ist also abgesehen vom Duell bei Beleidigung, Gewalt und Drohung gegen Beamte und Sachbeschädigung sogar eine höhere Kriminalität vorhanden, als in der allgemeinen Bevölkerung, während die Bestrafungen wegen Körperverletzung und Hausfriedensbruch nur wenig hinter jener zurückstehen.

Was die örtliche Vertheilung der Strafthaten anlangt, so waren 47 ausserhalb der Städte mit Hochschulen begangen. Von den übrigen kamen auf Berlin 36, Giessen und Leipzig je 25, München 22, Göttingen 21, Würzburg 15, Bonn, Darmstadt und Halle je 13, Freiburg 11, Rostock 10, Karlsruhe und Marburg 9, Breslau, Greifswald, Hannover und Jena je 8, Klausthal und Aachen 6, Dresden, Kiel und Tübingen 5, Braunschweig, Erlangen und

Strassburg 4, Stuttgart 3, Freiberg (Sachsen), Heidelberg und Münster 2, Königsberg 1.

Auffällig ist die lose Kriminalität in Giessen und die niedrige in Königsberg und Heidelberg. Letztere ist wohl darauf zurückzuführen, dass hier weniger häufig Anklagen gegen Studenten erhoben werden. In Giessen sind gefährliche Körperverletzung und schwere Sachbeschädigung am häufigsten, in Berlin dagegen Gewalt und Drohung gegen Beamte und Beleidigung.

Dr. L. B.

Litteratur.

Dr. Eduard Feuchtwanger: Sozialistische Gesinnung und soziales Elend auf deutschen Hochschulen. (Cyclus akademischer Broschüren, 7. Heft) Leipzig, Oskar Gottwald.

Der Verfasser dieses Schriftchens sieht ein, dass wie einst der nationale Einheits- und Freiheitsgedanke, jetzt die soziale Frage das treibende und einigende Moment der deutschen Studentenschaft werden wird. Als Ursache hierfür giebt er u. a. an das soziale Elend und — praktische Gründe. Das soziale Elend unter den Studenten, das Verfasser gründlich studirt zu haben scheint, und in Folge dessen auch in seiner ganzen niederschlagenden Grösse zeichnet, ist thatsächlich die Kraft, die einen immer grösseren Theil der Studentenschaft in die Arme der Sozialdemokratie treibt. Die Zahl derer, die aus praktischen Gründen, d. h. indem sie für ihren späteren Beruf auf die Praxis aus Arbeiterkreisen spekuliren, zur Sozialdemokratie übergehen, wird immer nur klein sein, da nur Wenige den Muth haben, aus Geschäftsrücksichten der ganzen übrigen Gesellschaft den Krieg anzusagen, und auch die Zahl derer, die in diesen Kreisen lohnende Beschäftigung finden kann, beschränkt ist. Unendlich grösser dagegen wird die Zahl derjenigen werden, die nicht nur aus „irre geleiteten Idealismus“, nicht nur aus Mitleid mit dem Elend ihrer Mitmenschen, sondern weil sie nach gründlicher Ueberlegung und erstem Studium erkannt haben, wohin wir bei unseren jetzigen Gesellschaftsverhältnissen treiben, die Sache der Unterdrückten zu der ihrigen gemacht haben, und ihre Kraft und ihre freie Zeit in den Dienst derjenigen Partei stellen, die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auf ihre Fahne geschrieben hat. Wenn auch, wie der Verfasser richtig bemerkt, die sozialdemokratischen Handarbeiter den gleichgesinnten Kopfarbeitern vorläufig noch ziemlich kühl gegenüberstehen, so werden sich

die letztere die Gunst der ersteren schon zu erwerben wissen, wenn sie die Fehler, die man ihnen vorwirft, ablegen und jenen zeigen, dass auch sie fähig sind, wenn es gilt, mit Gut und Blut für die gute Sache einzustehen. Und diese werden sich kaum unter die Rubrik „der jugendlichen Brauseköpfe und Weltstürmer“ unterbringen lassen, „die sich einst um das bescheidenste Aemtschen zu erlangen sehr lammfromm und servil geberden“. Ein Student, der dazu im Stande ist, wird niemals Sozialdemokrat, das hätte der Verfasser in seiner langen Praxis lernen müssen. Im Irrthum befindet sich Verfasser auch bei Besprechung des „sozialistischen Akademikers“ (nicht „sozialdemokratischen“ wie er schreibt), indem er behauptet, dass immatrikulierte Studenten, ohne sich der Gefahr der Relegation auszusetzen, nicht off n auf diese Zeitschrift abonniren dürfen. Wenn überhaupt ein solches Verbot bestände, würde es sich höchst wahrscheinlich nicht auf den „Sozialistischen Akademiker“ allein, sondern auf alle sozialdemokratischen Zeitungen erstrecken, und dann würden z. B. viele Juristen, die weit entfernt von sozialdemokratischer Gesinnung, nur weil sie es für ihr Studium und ihren späteren Beruf als Rechtsprecher des Volkes für vortheilhaft halten, eine sozialdemokratische Zeitung zu abonniren, unschuldig getroffen werden. In dem Abschnitt „der akademische Generalstab der Sozialdemokratie“ zählt Verfasser die an der Spitze der Partei stehenden Akademiker auf. Dagegen ist an und für sich nichts einzuwenden; was sollen aber die Bemerkungen, die er den einzelnen anhängt, wie z. B. Dr. Leo Arons und dem „Millionär Singer“, die als steinreiche Männer sich den Luxus sozialdemokratischer Gesinnung leisten können? Von Dr Bruno Schoenlank sagt der Verfasser aus, dass er „den charakteristischen Typus jenes „studentischen Rowdythums“ darstelle, wie das mehr oder minder harmlose Anstoben junger Musensöhne von Blättern seiner Richtung, sobald sie auf Messuren zu sprechen kommen, gewöhnlich bezeichnet wird.“ Der Verfasser sollte doch bedenken, dass in keiner Partei soviel antastbare Elemente zu finden sind, wie in der antisemitischen, der er anzugehören scheint, und für die er den schönen Namen einer „staatssozialistischen“ erfunden hat. Seinen Zweck, den Zuwachs der Sozialdemokratie aus studentischen Kreisen zu verhindern, wird er durch Invektiven ebensowenig erreichen, wie er durch seine Reformvorschläge das

soziale Elend mildern wird. Der erste dieser Vorschläge, die sich, wie Verfasser besonders hervorhebt, entgegen den Ansichten der Sozialdemokratie auf dem Boden der heutigen Gesellschaftsordnung bewegen, ist „Verschärfung des Abiturientenexamens“. Das wäre ganz schön und zweckmässig, wenn nicht die anderen nicht liberalen Berufsarten zum mindesten ebenso überfüllt wären, für deren Entlastung ein Anderer mit demselben Recht wie der Verfasser Erleichterung des Examens fordern könnte. Die „Vernehrung der Stipendien“ dürften auch wenig nutzen, da sie schon lange nicht mehr nach Bedürftigkeit und Würdigkeit der Bewerber, sondern nach deren mehr oder minder hohen Fürsprechern und Bekannten vertheilt werden. Der dritte Vorschlag „Wegfall der Kollegengelder“ ist, wie der Wegfall jeglichen Schulgeldes, eine alte Forderung der Sozialdemokratie, also nicht neu. Mit dem vierten endlich, der „in der Forderung der Selbsterziehung der Studirenden zu erhöhter Solidarität gipfelt“, beschreitet der Verfasser kommunistische Bahnen, indem er den Kopf wie den Handarbeitern zuruft: „Organisirt Euch!“ „Gebe der, der da reichlich hat und sein Geld in sinnloser Weise vergeudet, seinem gleichstrebenden Gefährten von seinem Ueberflusse etwas ab“, und damit beweist der Verfasser selbst, „dass für derartig tief eingewurzelte Krebschäden auf dem Boden der heutigen Gesellschaft kein Kraut gewachsen ist.“

G. K.

Revue.

In New-York wird von russisch-jüdischen Emigranten eine Zeitschrift herausgegeben zur Propaganda des Sozialismus unter dem dortigen nach Tausenden zählenden jüdischen Proletariat. Sie betitelt sich „Die freie Gesellschaft“, „ein monatliches Journal für die fortgeschrittensten Ideen“. Sie ist im jüdischen Jargon abgefasst, wie er in Russisch-Polen die Umgangssprache der Juden bildet, und in hebräischer Quadratschrift. Dass die Aufgabe, die sich die Herausgeber gesetzt, eine ausserordentlich verdienstvolle ist, bedarf keiner weitem Begründung, wenn man weiss, dass die Mehrzahl der in Amerika ansässigen Juden nicht, wie dies bei uns der Fall ist, den Handels- und akademischen Berufen angehört, sondern dem Proletariat der Handarbeit, dass daher eine sozialistische Agitation sich nicht an die Ideologie, sondern an die direkten Klasseninteressen wendet.

Eine andere Frage ist die, ob die Zeitschrift gerade den glücklichsten Weg zur Erreichung ihrer Ziele eingeschlagen hat. Das will mich nun in keiner Weise bedünken. Die Tendenz des Blattes ist anarchistisch. Nun würde dieser Umstand für mich noch wenig besagen, da meiner Ueberzeugung nach zwischen Anarchismus und Sozialismus theoretisch durchaus Wesensgleichheit stattfindet. Für die praktische Agitation hat aber diese theoretische Identität ausserordentlich wenig zu bedeuten, desto mehr spielen hier die eingebildeten fundamentalen Unterschiede eine grosse Rolle. Der Anarchist sieht in dem nicht anarchistischen Sozialisten seinen Gegner, er bekämpft ihn daher, wie er seine übrigen Gegner bekämpft. So lange dieser Kampf sich auf rein theoretischem Gebiet bewegt, also nur von der Intelligenz beider sog. Richtungen geführt wird, kann er nur zur Klärung beitragen und muss meines Erachtens zur Verständigung beider Theile führen. Eigentlich unheilvoll wird er erst, wenn er bereits in die Massen hineingetragen, die überhaupt erst der Sache des Sozialismus gewonnen werden sollen, die also für die feineren (wirklichen oder konstruirten) Unterschiede innerhalb desselben absolut gar kein Verständniss haben können. Durch eine solche Taktik wird ein Zusammengehen aller sozialistischen „Richtungen“ bei der ersten Agitation illusorisch gemacht, und ferner wird in den Köpfen der zu Gewinnenden eine ungeheure Konfusion angerichtet, da diese nun gar nicht mehr wissen können, wen sie als ihren Freund ansehen sollen. Den alleinigen Schaden trägt also die sozialistische Propaganda selbst. Es wäre im Speziellen den Anarchisten sehr zu empfehlen, und es würde nicht zum mindesten in ihrem eigenen Interesse liegen, wenn sie ihre Auseinandersetzungen mit den Sozialisten auf diejenigen Organe beschränken würden, die lediglich für die theoretisch vorgeschrittensten Genossen bestimmt sind, im Uebrigen aber bei dem Werben neuer Anhänger Hand in Hand gehen mit allen Sozialisten.

„Die freie Gesellschaft“ ist nun offenbar ein Blatt für die allererste Propaganda unter armen, unwissenden Leuten, sonst wäre mir die Wahl des jüdischen Idioms unverständlich, da die Gebildeteren doch auch der Landessprache mächtig sind.*)

*) In dem ersten Artikel „An ihre Freunde“ findet sich auch der Hinweis darauf, dass mehr als die

Hier ist also jeder Angriff auf den Sozialismus eo ipso schädlich. Die Herausgeber sind aber anderer Ansicht, und so wird denn die Kraft, die zu positiver Propaganda aufgewendet werden sollte, zu höchst zweckloser Polemik verpulvert. Ein Aufsatz von W. Tscherkessoff über „die materialistische Geschichtsauffassung“ bietet eine in vielen Punkten sehr vernünftige Kritik derselben. Man ist aber bereits eine ganze Weile über den Dogmatismus der früheren „Marxisten“, wie Hermann Bahr sie nannte, hinausgekommen, so dass jene Ausführungen uns keineswegs durch besondere Neuheit und Klarheit imponiren können und am allerwenigsten die Animosität rechtfertigen, mit der der Autor seine Ausfälle gegen Friedrich Engels macht, dem er die „Entdeckung der materialistischen Geschichtsauffassung“ vorwirft, um ihm nachher diesen Ruhm durch Nennung einer Anzahl von Vorgängern wieder streitig zu machen. Gerade ein absichtlich betonter Antagonismus zeigt uns um so mehr das Konstruirte, das Gekünstelte der ganzen Differenz.

Wie ganz anders wirkt ein Aufsatz von Elisée Reclus, von dem in diesem Hefte der Schluss enthalten ist. Ein feuriger Appell an alle Unterdrückten zum Anschluss an die gemeinsame Sache in einer Sprache, die ihre Wirkung nicht verfehlen kann. Einen populären „Beitrag zu der Entstehung der Religion“ bietet ein Aufsatz, überschrieben „Kischuf“ (etwa: Zauberei, Hexenthum). Hervorzuheben ist ferner der Einleitungs-Artikel von M. Leontjeff, mit dem Programm der Zeitschrift, sowie die Rubrik „Litteratur und Leben“, in der offenbar die bedeutenderen Erzeugnisse einer sozialen Kunst ihrem wesentlichen Inhalte nach dargestellt werden sollen: in diesem Falle ist es der „Volksfeind“, der behandelt wird; vielleicht etwas zu ausführlich und anderem den Raum nehmend.

Das vorliegende Heft beschäftigt sich ausschliesslich mit sog. rein theoretischen Fragen; ich vermisse gänzlich jede Actualität, jedes Eingehen auf die Gegenwartsfragen der Lohnbewegung, der Organisation und der Wirthschaftspolitik. Doch mag das vielleicht nur ein zufälliger Mangel der einen Nummer sein.

Insgesamt kann man wohl sagen: werthvolles Streben, aber vollständiges Verfehlen in der Wahl der Mittel. C.

Hälfte aller Leser der „Freien Gesellschaft“ eine andere Sprache nicht verstehen würden.

In der „Neuen Revue“ (VII. Jahrg., No. 44) giebt Frau Therese Schlesinger-Eckstein einen sehr kurzen, aber sehr guten „Rückblick auf den Berliner Frauen-Kongress“, der sich von allen überflüssigen Lobpreisungen fern hält und klipp und klar die von den Frauen-Führerinnen so ängstlich umgangene Hauptfrage erörtert, die Stellung der Frauenrechtlerinnen zu den Arbeiterinnen. Frau Schlesinger-Eckstein hält ein Zusammenarbeiten der bürgerlichen und proletarischen Frauen für möglich und wünschenswerth, und ihre eigenen Erfahrungen haben ihr ein Recht zu dieser Anschauung gegeben. Von den Führerinnen der deutschen Arbeiterinnen-Bewegung wird in meines Erachtens viel zu schroffer Weise die Unvereinbarkeit beider Bestrebungen immer wieder betont. Der Beweis wird sehr einfach aus dem Vorhandensein des Klassengegensatzes erbracht. Hierbei wird aber übersehen, dass dieser Klassengegensatz erst dann in Aktion treten kann, wenn die bürgerlichen Frauen im Besitz der Macht, und nicht selbst noch unterdrückt sind. Den bürgerlichen Frauen wird aber die Gleichberechtigung auch heute noch hartnäckig vorenthalten, sie müssen sich ihre Emanzipation schrittweise erkämpfen. Sie empfinden das als Unterdrückung, was in Hinblick auf den grossen sozialen Kampf der Zeit vielleicht als Lappalie scheinen könnte. Jede Unterdrückung erzeugt aber ideologische Instinkte, und diese befähigen die Vorkämpferinnen der Frauensache zu einer Antheilnahme an dem Kampf der Proletarierinnen, denen sie als Klasse fremd und feindlich gegenüberstehen. Bei uns in Deutschland hat diese Sympathie sich freilich noch nie aktiv geäussert, da man in kühler Vorsicht die gewonnenen kleinen Positionen nicht dadurch auf's Spiel setzen wollte, dass man in den Verdacht sozialdemokratischer Gesinnung kam. Anders in Oesterreich. Dort ist man über die schönen Worte hinausgekommen, dort haben die Frauen ihren Arbeitseinst durch die That bewiesen, und daher ist gerade Frau Schlesinger-Eckstein berechtigt, von dem guten Willen der bürgerlichen Frauen zu sprechen. Sie ist sich wohl bewusst, dass man dann mit allen „Halbheiten und Unaufrichtigkeiten“ aufräumen müsse, und sie giebt die Schuld an dem Misserfolg bei diesem Kongress den leitenden Personen, die die Führerinnen der Arbeiterinnenbewegung anstandshalber einluden, sie aber herzlich gern loswerden wollten.

„Das Comité des Kongresses hatte den Fehler begangen, die Arbeiterinnen wohl zur Theilnahme an dem Kongress, nicht aber zur Theilnahme an den vorbereitenden Arbeiten einzuladen. Die Arbeiterinnen hätten im Comité, sowie im Präsidium gerade so zahlreich vertreten sein müssen, wie die bürgerlichen Frauen. Wenn eine solche Einladung an die Berliner Arbeiterinnen-Organisation ergangen wäre, so hätten damit die bürgerlichen Frauenrechtlerinnen ihren ehrlichen Willen gezeigt, die Klassengegensätze zu überbrücken und gegen diejenigen Uebelstände gemeinsam zu Felde zu ziehen, die hauptsächlich alle Frauen bedrücken. Wären aber die Arbeiterinnen einer solchen Einladung gefolgt, was ich kaum bezweifle, so wäre auch der Kongress von jener erdrückenden Fülle unwichtiger Themen freigeblieben, dann hätten alle Zuhörerinnen Gelegenheit gehabt, während lebhafter Debatten sich ein eigenes Urtheil zu bilden“ (pag. 516/517).

Die Ausführungen der Frau Schlesinger-Eckstein bestätigen den überaus sympathischen Eindruck, den ihr Auftreten auf jener Arbeiterinnen-Versammlung hinterliess, in der sie als eine der Wenigen den Muth fand, einer allem was bürgerlich heisst naturgemäss nicht besonders freundlich gesinnten Menge gegenüber ein Wort für die bürgerliche weibliche Ideologie einzulegen, und durch die schlichte Herzlichkeit und warme Aufrichtigkeit ihrer Worte den Anwesenden etwas wie achtungsvolles Verständniss abzwang.

Wenn freilich Frau Schlesinger-Eckstein gar die Hoffnung auf ein Zusammenarbeiten der „Frauen aller Stände“ hegt, so ist diese allerdings zu überschwinglich; und sie wird bald erkennen müssen, dass es eine Grenze giebt, an der es unerbittlich heisst: Hier bürgerlich, hier sozialistisch.

Dasselbe Heft der „Neuen Revue“ enthält einen Aufsatz von Dr. Richard Schüller über „Die irische Frage“, anschliessend an die Dubliner Konferenz behufs Neubesetzung der seit Parnell's Ehebruch erledigten Führerstelle der irischen Partei. Der Verfasser giebt eine allgemeine Exposition über die trostlose Lage des irischen Grundbesitzes. „Die Iren lebten seit Jahrhunderten in einem Ausnahmezustande, der den englischen Lords gestattetete, nach ihrer privaten Willkür durch beliebige Erhöhung der für ewige Zeiten auferlegten Kriegstribute

den irischen Grundbesitz und alles darin investirte Vermögen zu konfisziren.“ Als Beispiel dient das Gut Legga in der Grafschaft Meath, dessen Besitzerin dadurch ruiniert wurde, dass die seit 200 Jahren auf 300 Pfd. festgesetzte Abgabe an den Landlord eines Tages auf 500, dann auf 550 Pfd. erhöht wurde; so viel betrug aber der ganze Reinertrag. Und bei dieser Erhöhung blieb es bis zu den Reformgesetzen in der Mitte des vorigen Jahrzehnts, auf Grund deren die „Fair rent“ auf 300 Pfd. festgesetzt wurde, ohne dass aber von einer Rückerstattung des durch 18 Jahre zu viel Gezahlten die Rede war. Da man diese Verhältnisse nur im Zusammenhang mit der historischen Entwicklung der irischen Frage begreifen kann, so will der Verfasser auf diese in einem zweiten Artikel eingehen. Die deutschen Sozialisten haben ein Interesse daran, die Agrarverhältnisse in allen Ländern auf das Eingehendste zu studiren, um bei einer erneuten Inangriffnahme der Agrarfrage, die dann hoffentlich nicht so kläglich scheitern wird, wie das erste Mal, über den engen provinziellen und nationalen Standpunkt hinaus die allgemeine Lage zur Basis der Untersuchungen machen zu können. C.

Die „Akademische Rundschau“ bringt in No. 14 einen Aufsatz von W. Claassen: „Der freie Vortrag als Lehrmittel auf Universitäten“. Er enthält vieles durchaus Zutreffende in dem, was über den geringen Werth des abgelesenen Vortrages gesagt wird. Dadurch, dass dieser ohne Weiteres komplizirte Zusammenhänge geben kann ohne Rücksicht auf die Rezeptionsfähigkeit des Hörers, kommt er in die Gefahr, ihm unverständlich zu werden, während eine wirkliche Reproduktion des Gedankenganges, wie sie der freie Vortrag erheischt, den Docenten selbst zu einem seiner eigenen Hörer macht, ihn also den Bedürfnissen derselben sich anzupassen zwingt.

Der Verfasser hat indessen wohl lediglich an die mehr oder weniger philologischen, historischen etc. Collegs gedacht, in denen die rhetorische Fertigkeit und Eleganz eine so grosse Rolle spielt, und die, zumal bei den Massenzuhörerschaften an den grösseren Universitäten, ein Mitarbeiten des einzelnen Hörers illusorisch machen. Das ist z. B. schon in bedeutend geringerem Maasse in den mathematischen Disziplinen der Fall. Hier ist der Dozent gezwungen, die Materie während des Vortrages noch einmal gründlich durchzu-

arbeiten, und hier kommt bei der geringen Hörerzahl, wie man sie wenigstens an kleineren Universitäten antrifft, naturgemäss ein, ich möchte sagen, intimes Zusammenarbeiten von Lehrer und Schüler zu Stande, indem der erstere nicht selten von dem letzteren korrigirt wird, oder gar beide vereint sich bemühen, einen offenbaren Fehler in den Deduktionen ausfindig zu machen. Das gilt aber zumeist nur von den jungen, lebensvollen Docenten; leider sind gerade die ersten Lehrstühle vorwiegend überlebten, alten überlassen, deren produktive Kräfte bei ihrer geringen originalen Schaffenskraft längst versiegt sind, und die nun jahraus, jahrein ihren Vortragsfaden mechanisch abspinnen. Ich will ein Urtheil von Eugen Dühring hierhersetzen, das er in seinem noch immer bedeutend unterschätzten Werke: „Kritische Geschichte der allgemeinen Prinzipien der Mechanik“ gefällt. Es ist, wofern man es allgemein auf jede Art von Vortrag in der Mathematik ausdehnt, sehr anfechtbar, weil man dann das psychologische Element in dem Hören durchaus nicht berücksichtigt, seiner relativen Geltung wegen aber äusserst interessant. Es lautet: „Wenn irgend eine Wissenschaft nicht wesentlich auf mündliche Lehrfortpflanzung angewiesen ist, so muss es die Mathematik sein. Die Unabhängigkeit der letzteren von dem gesprochenen, und ihre vollständige Mittheilbarkeit vermöge des gedruckten Wortes ist so entschieden, dass die Vorlesungen als ein völlig unnützer Aufwand anzusehen sind. In der That ist es ein wunderliches Ding, Mathematik vorzulesen, oder, wie man gern beschönigend sagt, vorzutragen. Im günstigsten Falle begleitet der Professor seine an der Tafel produzierte Kreideweisheit und seine Schwammoperationen mit solchen Bemerkungen, wie sie auch bei der Entwicklung der Formeln in einem Buch an gehöriger Stelle Platz finden würden. Der schriftliche und der mündliche Vorrechner spielen alsdann ganz dieselbe Rolle, nur mit dem Unterschiede, dass ein Buch stillhält, wenn das Verständniss des Lesers nicht gleich folgen kann, während der Professor unbekümmert darum bleibt, ob er bei Trivialitäten durch die Langsamkeit seines Ganges ermüde oder über schwierigere Punkte sich zu leicht hinwegbefördere, ohne seine Zuhörer aufgeklärt zu haben. Die herkömmliche Gewohnheit der Studierenden geht auf die Beschaffung eines Heftes durch Nachschreiben; aber diese letztere Operation

will sich gerade in der Mathematik nur äusserst schlecht mit der erforderlichen Ausspannung der Aufmerksamkeit und frei überlegenden Gedankenbewegung vertragen. Nicht der mündliche Vortrag überhaupt, sondern das Halten von Vorlesungen ist es, was in der Mathematik nicht nur überflüssig ist, sondern auch schadet Die einzige Aufgabe, welche durch ein selbstverständlich nur geringes Maass einseitiger Vorträge erfüllt werden kann, ist keine andere, als diejenige, der auch die freie und eigentliche Rede dient. Man vermag durch das frische mündliche Wort anzuregen und die Punkte oder Richtungen zu signalisieren, für welche das Interesse des Zuhörers gewonnen werden soll. Das Studium selbst kann aber nicht im Anhören einer Rede bestehen, und die gründliche Wissensaneignung nicht die Wirkung eines, wenn auch noch so anregenden Vortrags werden.“ (Dühring, Mechanik, 2. Aufl., pag. 554—555 und 557.)

Dühring leugnet also die Bedeutung des zusammenhängenden Vortrages überhaupt und reduziert die der freien Rede auf die Anregung; er geht viel weiter, als jener Artikel, der nur die eigentliche „Vorlesung“ verurtheilt. Und das ist entschieden ein Mangel in den sonst sehr klaren und überzeugenden Ausführungen von W. Claassen: dass das Wesen und der Werth des Vortrags an sich, abgesehen von jener besonderen Art, nur gestreift, nicht gebührend erörtert wird. C.

In einer kurzen Skizze über „Das unendlich Kleine in der Physiologie und Pathologie“ in der Wiener Wochenschrift „Die Zeit“ (No. 108) sucht Édouard Sokal nachzuweisen, dass, wie alle andern Wissenschaften, so auch mit Beginn der bakteriologischen Aera die Pathologie unter dem Zeichen der „unendlich kleinen Veränderungen“ steht. „Die Krankheit erscheint uns als Resultat zweier Faktoren, von denen der eine der infektiösumittelnde Organismus ist und der andere durch eine unendliche Reihe von Einflüssen dargestellt wird, welche die Widerstandsfähigkeit des Organismus zu heben oder herabzusetzen geeignet sind. Das gewaltige, von der Volkserfahrung längst in seiner Bedeutung gewürdigte Heer der Krankheitsursachen, als Hunger, Luft, Feuchtigkeit, Erkältung, Kummer etc. wird also auch von der Wissenschaft, wenn gleich nur als ergänzendes Moment anerkannt.“ Diese fast zweifellos rich-

tige Anschauung giebt doch Veranlassung zu einer allgemeineren Betrachtung. Da jede Veränderung aus einer Summe von unendlich vielen, unendlich kleinen Theilveränderungen besteht, so hat man jetzt nach und nach angefangen, gerade die Gesetze zu studiren, nach denen diese Veränderungen im unendlich Kleinen vor sich gehen; man verlegt die Beobachtung des Endlichen in die des Differentials. Diese Methode ist prinzipiell richtig und fruchtbringend. Nur darf man dies Prinzip der unendlich kleinen Veränderungen nicht identifiziren mit der sog. Allmählichkeit, d. h. man darf nicht annehmen, dass es bei dieser stetigen Aufeinanderfolge nie zu Plötzlichkeiten, zu Sprüngen kommen könne, ein Irrthum, dem m. E. die Vertreter der materialistischen Geschichtsauffassung allzu oft verfallen, wenn sie beständig von einem Hineinwachsen und dergl. reden, und die Annahme einer radikalen Umwälzung als unmaterialistisch belächeln. Die Entwicklung führt eben zuweilen zu kritischen Punkten, die sich durch eine für uns stark wahrnehmbare plötzliche Veränderung dokumentiren. Man kann sich das an einer Curve veranschaulichen, deren Wesen auch durch die Betrachtung des Differentialquotienten erkannt wird, die aber natürlich Wendepunkte und Spitzen haben und Sprünge machen kann; ja, sie kann sogar neben einem stetig verlaufenden Zuge eine Anzahl einzelner unzusammenhängender Punkte noch enthalten; für diese gelten eben dieselben Bedingungen, wie für den zusammenhängenden Zug. Und das Analoge kann z. B. auch im sozialen Leben statthaben. Neben einer „allmählichen Entwicklung“ können Einzelercheinungen eintreten, die man „im Zusammenhange“ nicht erklären kann, die aber doch auf die gleichen Bedingungen zurückzuführen sind. Gerade die soziale Wissenschaft in ihrer rohen Anfängerschaft hat am allermeisten Ursache, sich vor einem mehr oder weniger willkürlich aufgestellten Dogma in Acht zu nehmen, das sie hindert, auf die eigentlichen Ursachen zurückzugehen, und sie veranlasst, die nicht in das „System“ passenden Erscheinungen zwangsweise zu registriren oder auch zu ignoriren.

Von dem weiteren Inhalt des Heftes ist neben einem sehr guten Feuilleton von Hermann Bahr über die „Mütter“ vor allem bemerkenswerth ein Aufsatz von G. Bernard Shaw „Die Illusionen des Sozialismus“. Da er in der betr. Nummer aber noch nicht abgeschlossen ist,

so behalten wir uns ein Eingehen auf ihn noch vor. C.

Von der „Jugend“ gilt dasselbe, was man von den verschiedensten Veranstaltungen gerade der letzten Zeit gesagt hat: die Thatsache, dass sie besteht und dem Anschein nach viel gelesen wird, ist bedeutsamer, als ihr Inhalt. Es kann für die „Erziehung zur Kunst“ (die sich in diesem Falle wohl ausschliesslich an den Spiessbürger wendet) nur von allergrösstem Nutzen sein, wenn in jeder Woche ein Blatt verbreitet wird, das mit den herkömmlichen Schablonen der illustrierten Blätter gründlich gebrochen hat. Die Absicht der Herausgeber war daher durchaus zu begrüssen. „Wir wollen Alles besprechen und illustriren, was interessant ist, was die Geister bewegt; wir wollen Alles bringen, was schön, gut, charakteristisch, flott und — echt künstlerisch ist.“ Manche sehr hübsche Anregung ist denn auch gekommen, namentlich wenn man auf das Arrangement des dargebotenen Stoffes sieht. Die wechselnden bunten Titelblätter, die den Text einrahmenden Zierleisten, die Verschiedenartigkeit des Druckes je nach dem Charakter des Textes, die beigegebenen Liederkompositionen — das Alles war neu für die breiteren Kreise, an die die Wochenschrift sich wendete, und konnte deren Geschmacksrichtung sehr günstig beeinflussen. Der Sinn für dekorative Kunst ist den Deutschen ja fast ganz verloren gegangen. Und wenn sich in dieser Gewandung das versprochene „Alles, was echt künstlerisch ist“, repräsentirt hätte — — indess, so tollkühn ist wohl Niemand gewesen, derartige Hoffnungen zu hegen.

Leider ist die „Jugend“ aber allzu sehr hinter diesen Zielen zurückgeblieben. Dabei scheinen mir die letzten Nummern einen entschiedenen Rückgang zu bedeuten. Vor mir liegen die Oktober-Nummern. Keins von ihren Titelblättern vermag recht zu fesseln. Was vorauszusehen war, ist eingetroffen: die „Jugend“ in immer neuen Symbolisirungen als Titelblatt zu behandeln, das war ein Gedanke, der für die ersten Nummern sehr schön durchzuführen war, bald genug aber den Künstlern unerträgliche Fesseln auflegte und zu ganz sonderbaren Eingebungen führte. Das Titelblatt zu No. 44 (Armseelchen) scheint auch darauf hinzudeuten, dass man davon abgehen will. Hier hätte eine grosse Aufgabe für die „Jugend“ vorgelegen. Vor einiger Zeit ging es wie eine neue Offenbarung durch die Kunst-Zeitschriften, dass

wir Deutsche gerade im Plakatwesen meilenweit hinter den Franzosen, Amerikanern und Engländern hermarschirten. Man rieb sich verwundert die Augen, als man die Plakate eines Chéret und seiner ihn übertreffenden Nachfolger sah. Das war eine ganz andere Kunst, als die bisher gekannte; aber bei näherem Zusehen musste man zugeben, dass sie sehr zweckmässig war, sehr viel mehr, als die süssliche Bildchenmanier, die bei uns das Plakat beherrschte. Es ist indessen wieder merkwürdig still geworden; von den guten Vorträgen hört man nichts mehr, und eine Wandlung in den Plakaten bemerkt man kaum. Nur die Engländer haben einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Hier müssten die Titelblätter der „Jugend“ die Vorbilder für einen neuen deutschen Plakatstil werden. Ansätze dazu waren ja gemacht. So erinnere ich mich besonders des Jungen, der auf einem feurigen Rappen über einen Zaun setzt und übermüthig mit seiner Peitsche ein „Jugend“ in die Luft knallt. Da waren die Prinzipien des künstlerischen Buntdrucks auf's Beste gewahrt: ein paar breite, frische Farbtöne nebeneinander gesetzt, ergaben den Eindruck einer sonnigen Landschaft als Hintergrund, von dem sich der energische Linienzug des Rappen auch farblich sehr wirksam abhob. — Die letzten Nummern zeigen nichts mehr davon. Das Bild der Reiterin (No. 41), das in der Idee an den Jungen erinnert, ist farblich matt und in der Zeichnung der Bewegung lahm. Ueberhaupt ist der Buntdruck meist technisch wenig gelungen. Die Farben sind roh und harmoniren nicht. Die Zeichnungen zeigen nicht jenen dekorativen Zug, die Kunst, die Figuren in den Raum hinein zu komponiren, der das Ausland so überlegen macht. Eine Ausnahme in dieser Beziehung macht in den letzten Nummern nur das Blatt von Reznicek, das die feine Zeichnung eines Mädchenkopfes in dunklen, zart getönten Farben giebt, als Titel indessen etwas zu weich wirkt.

Auch der sonstige illustrative Theil entspricht den hohen Versprechungen gar nicht. Ein feiner Schmuck bleiben freilich immer die Zierleisten von Eckmann. Er ist einer der Ersten in Deutschland, der die Anregungen von dem Kunstgeiste der Japaner hat auf sich wirken lassen. Er lässt den Pflanzen ihren natürlichen Charakter und modelt sie nicht nach dem Geschmack vergangener Epochen, der Gothik oder der deutschen Renaissance etwa, er studirt sie vielmehr in allen Einzelheiten

ihres natürlichen Baues und giebt sie so wieder, wie sie sind. Dazu weiss er sie vortrefflich für den Raum zu verarbeiten, als Rahmen für ein Gedicht oder als trennende Zierleiste, häufig auch in sinnvoller Symbolik. So legte er in einer der früheren Nummern um ein Gedicht „Hänsel und Gretel“ einen knorrigen und dornigen Zweig und zeichnete darum in zierlichen, geistvoll stilisirten Ranken eine Winde mit ihren zarten Blättern und Blüten. In No. 43 fällt ein anderer Versuch auf. Die schnell sich bildenden und ebenso schnell wieder verschwindenden Linien des wogenden Wassers sucht er in ihrem reizvollen Spiel festzuhalten und wiederzugeben, so zwar, dass der Charakter des Gleitenden der Erscheinung für das Auge gewahrt bleibt. Auch das ist ihm, für meine Empfindung wenigstens, gelungen. Leider verwendet er es als Rahmen für Skizzen, die mit dem schönen Linienspiel in einem zu scharfen Kontrast stehen. — Seine Mitarbeit an der „Jugend“ wird übrigens immer spärlicher.

Dafür machen sich, je länger, desto mehr, ein paar Leute breit, für die den beanspruchten Namen Symbolisten anzuwenden eine arge Beleidigung für die Ernststrebenden dieser Richtung wäre. Bruno Paul's Zeichnung (No. 40) mag als das traurigste Beispiel citirt werden. Der Symbolismus ist eine bedeutsame, aus der Tiefe heraus kommende Kunstbewegung unserer Zeit. Aber um ihn handelt es sich hier gar nicht. Er kann auch nicht dafür verantwortlich gemacht werden, dass durch ihn manchem jungen Künstler der Kopf verdreht ist. Bei der Kunst ist das Wesentliche das Können, und das muss gelernt werden. Was nutzen alle tiefen Empfindungen Demjenigen, dem die Gestaltungskraft versagt, der keinen Akt zeichnen kann und die Naturstudien zu den überwundenen Standpunkten rechnet?

Gewiss findet sich in der „Jugend“ ausser den Beiträgen Eckmann's manches Erfreuliche. Aber eben dasselbe kann man auch in anderen Kunstblättern finden; dazu bedurfte es der „Jugend“ nicht. Reznicek's prächtiges Blatt „Blumenkorso in Ostende“ verdient noch erwähnt zu werden. Gerade die Ungleichheit der einzelnen Leistungen ist das Bezeichnende.

Sie weist auf den Grundfehler des Blattes hin. Er liegt meines Erachtens darin, dass die Leitung nicht in den Händen eines bewährten Fachmannes liegt. Eine Zeitschrift, die vor Allem die jungen Kräfte heranziehen will, die das werdende, das noch unfertige, aber in die Zukunft Weisende herausheben will, muss einen genügend sicheren Berather haben. Ihr Leiter muss im Stande sein, zu erkennen, ob eine Arbeit auf tüchtigem Können basirt oder nicht. Es ist gewiss verdienstlich, gegenüber der Vorliebe des Philisters für peinlich genaue, süsslich durchgeführte Zeichnung die Bedeutung des flüchtigen Entwurfs, der flotten Skizze als vollgiltigen Ausdrucks künstlerischer Schaffenskraft vorzuführen; aber das ganze Verdienst schmilzt dahin, wenn hier nicht zwischen reifem Können und Unvermögen geschieden wird, wenn so der Unkundige auch in dem Lallen eines Anfängers erhabene Manifestationen des Künstlergeistes zu sehen genöthigt wird. Wenn ich damit Recht habe, dann ist freilich eine Verbesserung der „Jugend“ vorläufig nicht zu erwarten.

Den Text erwähnte ich lieber gar nicht. Es sind auch ganz „nette“ Sachen darunter. Aber ich muss noch einmal auf die ungeheure Diskrepanz hinweisen, die zwischen diesen Geschichten und der Kunst und dem Leben besteht, für das eine Wochenschrift wie die „Jugend“ doch sein wollte. K.

Notizen.

Majestätsbeleidigungen. Man ist allgemein geneigt, zu glauben, dass die römische Kaiserzeit Majestätsbeleidigungen ganz besonders streng verfolgt habe. Dass das keineswegs allgemein zutrifft, möge folgendes Citat aus Professor Berner's „Strafrecht“ zeigen (15. Aufl., pag. 362): „Erst August bedrohte die gegen den Kaiser gerichteten Pasquille und Schmähschriften (libri famosi) als Majestätsverbrechen. Schmähsreden gegen den Kaiser wurden aber von dieser Strafbestimmung nicht getroffen. Auch hat keiner der milderen späteren Kaiser schlechtweg mündliche Schmähsungen seiner Person als Majestätsbeleidigung behandelt; vielmehr ist dies nur unter Despoten der Fall gewesen.“